H. ref.
50
m

H. ref. 50 m

<36611047380012

<36611047380012

Bayer. Staatsbibliothek

H. Ref.
50 m

Ueber die

Unkirchlichkeit dieser Zeit

im proteſtantiſchen

Deutſchlande.

Von

D. K. G. Bretſchneider.

Zweite Auflage.

1822.

Ref.
212.

Ueber die Unkirchlichkeit dieſer Zeit im proteſtantiſchen Deutſchlande.

Den Gebildeten der proteſtantiſchen Kirche gewidmet

R

von

D. Karl Gottlieb Bretſchneider,
Oberconſiſtorialrathe und Generalſuperintendenten zu Gotha.

Zweite vermehrte Auflage.

Gotha,
bei Juſtus Perthes.
1822.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

28

Vorrede zur erſten Auflage.

Ueber die Unkirchlichkeit des Zeitalters iſt ſchon ſo viel geſchrieben worden, daß man Bedenken finden könnte, noch ein Wort darüber zu ſagen. Alles ſcheint erſchöpft zu ſeyn. Wenn man aber ſieht, wie verſchieden die Mittel ſind, durch welche man der Unkirchlichkeit begegnen zu können meint, wie verſchieden die Quellen, aus denen man ſie ableitet, und wie unwirkſam die Vorſchläge und Anſtalten dagegen; ſo überzeugt man ſich leicht, daß dieſer Gegenſtand noch nicht im Klaren iſt. Ich geſtehe, daß ich nicht alles, was über Unkirchlichkeit geſchrieben worden iſt, geleſen habe; aber das Wichtigſte iſt mir, wie ich hoffe, nicht entgangen. Ich glaube daher nicht, daß mein Wort hierüber überflüſſig ſeyn, oder das Geſagte nur wiederholen ſollte. Ob ich mir hierin zu viel geſchmeichelt habe, mögen Kenner entſcheiden.

Sollte aber auch dieſe Schrift nichts Neues und Eigenthümliches enthalten; ſo könnte ich ſie doch nicht für überflüſſig erklären. Ihr Gegenſtand iſt für das Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft ſo wichtig, daß es gar nicht überflüſſig ſeyn kann, ihn wiederholt in Erinnerung zu bringen. Es gibt Wahrheiten, die für viele auf den erſten Anblick ſo abſchreckend ſind, daß man ſie mit ihnen nur befreunden kann, wenn man ſie ihnen oft vors Auge bringt. Auch bedarf die Wahrheit immer mehr als Eines Mundes, um gehört zu werden; beſonders wenn ſie mißverſtanden, und abſichtlich oder unabſichtlich verkannt und verſchrieen wird, oder wenn man zu dem räth, was offenbar ſchadet. Dieſes ſcheint mir mit dem Gegenſtande, mit welchem ſich dieſe Blätter beſchäftigen, der Fall in mehr als einer Hinſicht zu ſeyn. Dieſer Umſtand, der Zuſtand der proteſtantiſchen Kirche ſelbſt, und die aufs Neue erwachte Thätigkeit ihrer alten Feinde, enthalten für den Theologen hinlänglich begründete Aufforderung zum Nachdenken und Mitſprechen. Denn daß der Theolog bei einer Sache, die ſo tief in ſein Berufsleben eingreift, ein Stimm-

recht habe, das wird wohl kein Unbefangener läugnen wollen, ſo ſehr ſich auch manche politiſche Schriftſteller anſtellen, als ob die Beurtheilung der kirchlichen Verhältniſſe blos für das Forum der Politiker und Rechtsgelehrten gehöre.

Uebrigens war es mein erſtes Geſetz, dem, was ich als das Wahre und Richtige in dieſer Sache erkannte, treu zu bleiben. Ich habe daher die Gefahr nicht geſcheuet, daß meine Worte zum Uebeln gedeutet oder mißverſtanden werden könnten. Alles iſt in redlicher Abſicht geſchrieben, ohne auf individuelle und provinzielle Verhältniſſe Rückſichten zu nehmen. Wo auf Einzelnes beſonders geſehen wurde, da iſt es ehrlich genannt worden. Die Sache war mir zu groß und zu heilig, als daß ich ſie durch ſpecielle Beziehungen hätte verunreinigen ſollen.

Uebrigens war es meine Abſicht nicht, alles, wozu der Gegenſtand führte, ausführlich zu erörtern, und jedes Detail zu erſchöpfen; ſie konnte es auch nicht ſeyn, da ich nicht eigentlich für Theo-

logen, ſondern für die gebildeten Stände überhaupt ſchrieb. Sollten aber Kenner urtheilen, daß dieſe Schrift geeignet wäre, den Leſer auf den richtigen Standpunkt zu ſtellen, ihn zur weitern Prüfung zu reizen, ihm für die Sache einiges Intereſſe einzuflößen, und zur Entfernung der Unkirchlichkeit mitzuwirken; ſo würde ich nicht vergeblich geſchrieben zu haben glauben.

Gotha, im September 1819.

Der Verfaſſer.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Günſtiger als ich hoffen durfte hat das Publikum dieſe Schrift aufgenommen, und dadurch den Verleger zu Veranſtaltung einer neuen Auflage veranlaßt. Ich habe dieſe Schrift, wie es die Achtung gegen die Leſer forderte, genau durchgegangen, verbeſſert und hier und da vermehrt. Neu hinzugekommen iſt der ganze zweite Abſchnitt, der nicht nur eine in der erſten Auflage überſehene Lücke ausfüllt, ſondern auch, wie ich glaube, durch die neueſten Ereigniſſe ſelbſt ſein Daſeyn rechtfertigt. Außerdem ſind noch an andern Orten minder größere Zuſätze eingeſchaltet, und einige Materien, — wie ich glaube — beſſer und lichtvoller dargeſtellt worden. — In den Anſichten über den Urſprung der Unkirchlichkeit und die Mittel ihr abzuhelfen iſt nichts verändert worden, weil meine Ueberzeugungen noch dieſelben ſind. — Was die Unkirchlichkeit ſelbſt betrifft; ſo habe ich in meinem amtlichen

Wirkungskreiſe die angenehme Erfahrung gemacht, daß, namentlich in hieſiger Stadt, ſeit einiger Zeit die Kirchen weit zahlreicher beſucht werden, und die ausgeſprochene Hoffnung, daß die Unkirchlichkeit im Abnehmen begriffen ſey, auf erfreuliche Weiſe in Erfüllung zu gehen ſcheint. Ich habe aber darum doch, was im erſten Abſchnitt über das Ueberhandnehmen dieſes Uebels in der erſten Auflage ſtand, nicht mildern wollen, weil ich glaubte, es dürfte voreilig ſeyn, allgemeine Urtheile über das Ganze nach einzelnen Erfahrungen zu verändern. Möchten Religionslehrer anderer Städte ähnliche erfreuliche Erfahrungen machen, und ſie bekannt werden laſſen, die hier gegebene Schilderung der Unkirchlichkeit aber bald ganz der Vergangenheit angehören.

Gotha, den 1. December 1821.

Der Verfaſſer.

§. 1.

Daſeyn und Wichtigkeit der Unkirchlichkeit.

Kirchlichkeit iſt ein neuerlich gebildetes aber treffendes Wort, um das Intereſſe an dem Inſtitut der chriſtlichen Kirche zu bezeichnen. Es umfaßt die Ueberzeugung von dem Werthe der äußerlichen Religionsgeſellſchaft, der man angehört, die Neigung durch Beobachtung der religiöſen Geſellſchaftspflichten ſich als ein thätiges Mitglied derſelben zu zeigen, und zu ihrer Erhaltung, Verbeſſerung und Erweiterung beizutragen, und das Gefühl von dem Werthe äußerlicher, durch eine religiöſe Gemeinſchaft gegebener Mittel zur Darſtellung und Erweckung des innern religiöſen Lebens.

Unkirchlichkeit dagegen bezeichnet die Gleichgültigkeit gegen den kirchlichen Verband, die Anſtalten, die Zwecke, die Fortdauer und Wohlfahrt der Kirche, das Verkennen ihrer Wirkſamkeit zu Erweckung eines religiöſen Lebens, und die daher entſtehende Abneigung, die Pflichten eines Mitglieds der Kirche zu erfüllen. Die Unkirchlichkeit kann verſchiedene Stufen haben, indem ſie ſich darſtellt bald als Gleichgültigkeit gegen die Kirche, der man angehört, oder gegen jeden kirchlichen Verband überhaupt, bald als Widerwille gegen ſie, bald endlich, was ihr höchſter Grad iſt, als Haß und Feindſeligkeit gegen die Kirche und die ihr zuſtehenden rechtlichen Befugniſſe.

Daß ſich ſeit dem ſiebenjährigen Kriege bei den deutſchen Proteſtanten Gleichgültigkeit gegen die Kirche, ihre Anſtalten, Zwecke und Diener entwickelt hat, und bis in die neueſten Zeiten immer gewachſen, — zu einer beunruhigenden Höhe gewachſen iſt; dafür bedarf es für den aufmerkſamen Beobachter der Zeit keines weitläuftigen Beweiſes. Zwar gab es zu allen Zeiten Verächter der Kirche, ihrer Anſtalten, ihres Lehrbegriffs und Kultus, und auch Luther klagte ſchon über einen aus Welſchland gekommenen Unglauben an das Poſitive im Chriſtenthum und über die feindſelige Geſinnung ſo mancher Laien gegen die Diener der Kirche; aber das waren Ausnahmen von der Regel, entweder nur rohe Menſchen aus des Volks Hefe, oder einzelne Weltleute, bei denen das Religiöſe unter Egoismus, Ueppigkeit und politiſchem Treiben erſtickt war *). Jetzt aber finden wir die Unkirchlichkeit nicht bei Ein=

*) Man ſehe den 8ten Thl. von Luthers Werken S. 1290. 1421. Den 18ten Thl. S. 527. 635. der Walchiſchen Ausgabe. — „Gleichwie, ſagt Luther in der Auslegung „des 1ſten Buch Moſ. 2ter Thl. S. 132, — bei uns „der gemeine Haufe der Chriſten das Predigtamt und „den Gottesdienſt verachtet. Warum, ſagen ſie, ſoll „ich in die Kirche gehen? kann ich doch wohl daheim „leſen! und heben alſo allgemach an, das Wort zu „verachten, bis daß ſie in die weltlichen Händel gera„then und gar weltlich und gottlos werden." — Luthers Klagen galten beſonders den Juriſten, welche durch die Reformation eine ganz ungemeine Gewalt in der Kirche bekamen, wovon ſie vorher keinen Schatten hatten, und dieſe Gewalt nicht immer zum Beſten der Kirche brauchten. Man ſehe hierüber: Die Juriſten in der proteſtantiſchen Kirche. Nach Dr. Martin Luther. Von Jon. Schuderoff. Zeitz 1817. 8.

zelnen, ſondern bei Vielen, nicht als Ausnahme, ſondern in manchen Ständen und Städten als Regel; jetzt hat ſie nicht nur rohe und wüſte Menſchen, nicht nur einige Weltleute, deren religiöſes Gefühl im Strudel der Politik untergegangen iſt, ergriffen, ſondern auch den Stand der Bürger, der Gelehrten, des Adels, der Kaufleute und die gebildeten Stände überhaupt. Die Erſcheinung, die ſonſt ſporadiſch war, iſt endemiſch geworden, und ſie tritt uns beſonders als herrſchende Denkungsart in den höhern Ständen und in größern Städten entgegen.

Laute und häufige Klagen über Unkirchlichkeit, vielfache Vorſchläge und Verſuche ihr zu ſteuern, bezeugen laut genug das Daſeyn derſelben, und das neuerfundene Wort ſelbſt iſt klarer Beweis des Vorhandenſeyns einer Sache, welche unſre Väter in dieſem Maaße nicht kannten. Wer noch zweifeln könnte, der vergleiche die jetzige und die frühere Zeit.

In den erſten zwei Jahrhunderten der proteſtantiſchen Kirche, welcher Reichthum von milden Stiftungen für die Kirche, den Kultus, den geiſtlichen Stand! Aber welche Armuth, welche Kargheit in dem nun verfloſſenen dritten Jahrhundert! — Für die Schulen, gelehrte und ungelehrte, für die Wiſſenſchaften überhaupt hat man Vieles gethan; aber für die Kirche Wenig oder Nichts. Reichliche Wohlthaten wurden am 2ten Jubelfeſte der Reformation (1717) dem Kirchenweſen in den meiſten Ländern zu Theil; aber in dem Jahre 1817 waren die Quellen des Wohlthuns verſiegt. Einen Folianten könnte zwar ein zweiter Cyprian füllen, wenn er die hilaria evangelica, die Feſtlichkeiten des dritten Jubiläums beſchreiben wollte; aber das, was dabei für die Kirche geſchehen

iſt, würde wohl meiſtens ein Kapitel mit vacat gegeben *).

Der Gebrauch der Bibel, der Urkunden unſrer Religion, war noch vor hundert Jahren allgemein, und groß die Anzahl derer, die es ſich zum Geſetz gemacht hatten, jeden Tag, oder doch jeden Sonntag einen Abſchnitt des heiligen Buchs zu leſen. Kein Haushalt Neuverehelichter, wenn nicht bittere Armuth entgegen ſtand, wurde angefangen, ohne das Richtſcheit des Glaubens und Lebens, die Schrift, als einen nothwendigen Theil der Ausſtattung und als einen Talisman des häuslichen Segens mit unter das Dach zu nehmen. Wie es jetzt iſt, weiß jeder, der die Menſchen kennt. Groß dürfte die Anzahl derer ſeyn, die das heilige Buch nicht beſitzen, oder in deren Wohnungen es mit jahrealtem Staube bedeckt in irgend einem Winkel ſtehet, der Vergeſſenheit dahingegeben.

Was vormals der Beichtſtuhl mit ſeiner Privatbeichte war, welchen Werth man auf das Verhältniß des Beichtkindes zum Beichtvater legte, welchen wohlthätigen Einfluß dieſes Verhältniß gewährte, iſt bekannt; davon zeugen zum Theile noch die bürgerlichen Geſetze, welche dieſes zarte Verhältniß berückſichtigen. Aber eben ſo bekannt iſt das, beſonders in den Städten ſichtbar gewordene, Andringen um Abſchaffung der

*) Was mir ſeit ich dieſes ſchrieb von den bei Gelegenheit des Reformationsjubelfeſtes gemachten Stiftungen und Geſchenken bekannt geworden iſt, widerſpricht dem hier Geſagten auf keine Weiſe. Für Schulen und Schullehrer iſt nicht wenig geſchehen; für die Verſchönerung des Kultus in den Kirchen einiges; für die Verbeſſerung des Zuſtandes der Geiſtlichen — nichts, wenigſtens iſt iſt mir nichts bekannt geworden.

Privatbeichte und Einführung der allgemeinen, und die allmählige Auflöſung der früher beſtandenen Beichtverhältniſſe, welche für einen großen Theil der Städter und der höhern Stände ſo gut als nicht mehr vorhanden ſind. Dieſe Auflöſung wurde dadurch ungemein beſchleunigt, daß die Anzahl der Beichtenden und das heilige Mahl Feiernden ſeit funfzig Jahren ununterbrochen abgenommen hat, und in manchen Städten jetzt kaum den fünften Theil des Beſtandes ihrer Einwohnerzahl erreicht. Die Vergleichung neuerer und älterer Beichtliſten gibt darüber hinlänglichen Beleg.

Vorzüglich aber iſt der Geiſt der Unkirchlichkeit ſichtbar in der verminderten Theilnahme an der öffentlichen Gottesverehrung. Die Kirchen, noch vor funfzig Jahren zu eng, um die Gemeinden zu faſſen, ſind allmählig, bei immer ſteigender Bevölkerung, zu weit geworden. Stühle und Kapellen ſtehen in Städten häufig unverlooſet da; niemand begehrt ihrer, weil man die Kirche entweder nicht beſucht, oder Platz genug findet, wenn man ja einmal hineingeht. Unſern Vätern war der Sonntag zuerſt der Tag des Herrn, und dann der Tag der Erholung und des Vergnügens; einem großen Theile unſerer Zeitgenoſſen iſt er das Letztere allein, und manchen noch ein Tag der Arbeit dazu, beſonders den Geſchäftsleuten, die am Sonntage frühe ihre Privatgeſchäfte beſorgen, und den Nachmittag in Geſellſchaft zubringen. Und wenn man auch am Sonntage von Geſchäften feiert, ſo feiert man doch den Sonntag nicht. An Befehlen, dem eingeriſſenen Unweſen zu ſteuern, hat es nicht gefehlt; aber ſie bezeugten nur das Daſeyn des Uebels, ohne es zu heben. Auch hat man vor wenigen Jahren Beiſpiele geſehen, daß gerichtliche Handlungen und Sol-

datenübungen am Sonntage vorgenommen wurden, und noch jetzt iſt man von der Mode, den Tag des Herrn bürgerlichen Geſchäften zu widmen, nicht überall zurückgekommen.

Wer das Wort verachtet, der verachtet auch den Diener des Worts. Unvermeidlich mußte auch der Stand der Kirchenlehrer den Geiſt der Unkirchlichkeit empfinden; und er empfand ihn in der Unwilligkeit, die ſchlechten Beſoldungen einzelner geiſtlicher Stellen mit dem gefallenen Werthe der edlen Metalle auszugleichen; in dem Beſtreben, die ihm in früherer Zeit verliehenen Immunitäten aufzuheben, ſeinen Einfluß im Staate, ſo unbedeutend er auch von jeher in proteſtantiſchen Ländern war, einzuſchränken, und ihn — nicht vom Landesherrn, denn von dieſem war er es immer, — ſondern von den untern weltlichen Behörden abhängiger zu machen, und in der Verminderung der äußerlichen Achtung, die man ſonſt den Dienern der Religion erwieß. Gab es neue Laſten des Staats zu tragen; ſo rief man ihnen zu: ihr ſeyd Staatsbürger, und müßt an den Laſten tragen helfen. War aber die Rede von ſtaatsbürgerlichen Rechten, z. B. bei Bildung von Landſtänden, Anſprüchen auf Verſorgung ihrer Wittwen, ſo beſchied man ſie oft: ihr ſeyd keine Staatsdiener, ſondern Kirchenlehrer und Diener der Gemeinden. Fern ſey es von uns, nach Art der römiſch-katholiſchen Schriftſteller, den geiſtlichen Stand für die Kirche ſelbſt zu halten, und in den Reichthümern, der Macht und dem Anſehen des geiſtlichen Standes die Blüthe der Kirche zu ſuchen. Wenn man aber in unſerer Kirche, wo der geiſtliche Stand wahrhaftig nie ſo begünſtigt war, um die Eifer-

ſucht andrer Stände erregen zu können, gegen dieſen Stand nicht nur gleichgültig, ſondern häufig auch feindſelig geſinnt wurde; ſo mußte man wohl auch gegen die Kirche ſelbſt und deren Zwecke, denen die Geiſtlichen dienen, gleichgültiger geworden, oder in eine feindſelige Stimmung gerathen ſeyn.

Darf aber dieſer Zuſtand der Dinge fortdauern und wachſen? und was werden, wenn er fortdauert und in der zeitherigen Progreſſion fortwächſet, die Folgen davon ſeyn?

Dieſe Frage iſt wahrlich nicht nur für die Religion, ſondern auch für den Staat von hoher Wichtigkeit. Je wichtiger ſie aber iſt, deſto ernſter und freimüthiger muß ſie erwogen werden; deſto unverzeihlicher wäre es, Etwas dabey zu verbergen oder ins Dunkle zu ſtellen. Täuſchungen ſind zwar der Schwäche, Gemächlichkeit und Furcht willkommen; aber ſie beſtehen nicht, ſondern machen die Wirklichkeit nur herber und das Uebel nur gefährlicher, wenn ſie, was immer geſchieht, verſchwinden.

Es iſt eine dreifache Beziehung, in welcher man die Unkirchlichkeit betrachten muß; die Beziehung auf die Kirche und das Chriſtenthum ſelbſt, die Beziehung auf Religion überhaupt, und die Beziehung auf den Staat.

Wenn die Unkirchlichkeit ſo fortwachſen ſollte, wie ſie ſeit den Zeiten des ſiebenjährigen Krieges gewachſen iſt; ſo könnte die Wirkung für die Kirche keine andre ſeyn, als allmählige Auflöſung des ganzen Kirchenweſens. Es mag hier unerörtert bleiben, wie groß, beſonders in den anſehnlichern Städten, die Anzahl derer ſeyn möge, die gegen Chriſtenthum und Kirche ganz gleichgültig ſind, ſich factiſch von dem kirchlichen Verbande

losgeſagt haben, und auch geneigt wären, ſich öffentlich von der Kirche zu trennen, wenn dieſe von ihnen, unter Androhung der Ausſchließung, die Erfüllung der kirchlichen Geſellſchaftspflichten forderte. Denn es kommt hier nichts darauf an, wie klein oder groß ihre Anzahl ſey, ob es gleich zuverläßig ſcheint, daß die evangeliſche Kirche an manchen Orten, wo ſie jetzt der Form nach allgemein iſt, eine ſeparatiſtiſche Geſtalt bekommen würde, wenn man die Unkirchlichen wirklich einmal geſetzlich von ihr ausſondern wollte. Auch mag ununterſucht bleiben, ob die Kirche durch eine ſolche Trennung verlieren, oder nicht vielmehr gewinnen würde. Die Frage iſt hier nur dieſe: was geſchehen müßte, wenn die Unkirchlichkeit in dem Maaße fortwachſen ſollte, wie ſie ſeit funfzig Jahren zugenommen hat?

Die Antwort gibt ſich von ſelbſt. — Die öffentliche Gottesverehrung, die Blüthe des kirchlichen Lebens, würde immer weniger Theilnehmer finden, und der Mund der Lehrer müßte endlich verſtummen, weil niemand mehr da ſeyn würde, der ihn hören wollte. Die chriſtlichen und kirchlichen Feſte würden ſich vielleicht noch in den Kalendern, aber nicht mehr im Leben finden; die Feier des Abendmahles würde erlöſchen, der Beichtſtuhl geſchloſſen werden, die geiſtliche Seelenſorge ſich nur noch in der Geſchichte finden, und die Kirche aus dem Reiche der Wirklichkeit allmählig verſchwinden. Je mehr dieſer Zuſtand ſich ſeiner Ausbildung näherte, deſto allgemeiner würden die öden Tempel verfallen, oder als willkommene Beute für materielle Zwecke benutzt werden, und es könnte wohl die Zeit kommen, wo man die Reliquie der Ortskirche als das bequemſte Local

zu einem Schauſpiel- oder Ballhauſe betrachtete. So wie die Kirche ſich ihrer Auflöſung näherte, ſo würden auch die Perſonen, welche ſich der Verwaltung kirchlicher Aemter widmen, anfangen zu fehlen, und bald gänzlich mangeln. Und dieſer Mangel würde ſich noch frühzeitiger einſtellen, als der gänzliche Verfall der Kirche ſelbſt. Denn niemand würde ſein Schickſal mit einer Anſtalt verknüpfen wollen, deren Auflöſung er vorherſähe, und die ihm weder Unterhalt noch Achtung ſicherte. Wäre es einmal dahin, daß es der Kirche an Dienern des Worts mangelte, ſo würde ihr gänzliches Dahinſterben ſo raſchen Schrittes erfolgen, daß es keiner Jahrhunderte dazu bedürfte.

Man wendet vielleicht ein, es werde hier das Aeuſſerſte angenommen, was wohl ſobald nicht zu befürchten ſey. Allein es iſt gleichgültig, wenn und wie bald es zu dieſem Aeußerſten kommen dürfte, ob in fünfhundert oder in tauſend Jahren. Es iſt genug, einzuſehen, daß es zu irgend einer Zeit dahin kommen müße, wenn es gleichen Schrittes ſo fortgeben ſollte, wie es ſeit funfzig Jahren gegangen iſt, und daß es wenigſtens keiner tauſend Jahre bedürfe, um an das vorhin angedeutete Ziel zu kommen. Das, was dieſem gänzlichen Verfalle vorhergehen müßte, der Mangel an Perſonen, die ſich den kirchlichen Aemtern widmen, iſt wirklich ſchon in manchen Provinzen Deutſchlands vorhanden, und dürfte in Zukunft auch in den Ländern empfunden werden, wo bis jetzt noch einiger Ueberfluß an Bewerbern um geiſtliche Stellen war. Man vergleiche die Theologie Studirenden mit der Anzahl derer, welche ſich den Rechten, der Medicin und andern Wiſſenſchaften widmen; man vergleiche die akademiſchen Liſten früherer Zeit; man ſehe, wel-

che Subjecte in manchen Ländern aus Mangel an beſſern angeſtellt werden müſſen: und man wird ſich bald überzeugen, daß die geiſtlichen Aemter im Allgemeinen jetzt weit weniger begehrt werden als ſonſt, und daß die Beſorgniß nicht ungegründet iſt, daß es in einigen Jahrzehnden an tauglichen Subjecten für viele dieſer Aemter fehlen dürfte. Bei der Lage, in welche der geiſtliche Stand in den meiſten Ländern des proteſtantiſchen Deutſchlands hineingekommen iſt, kann auch dieſe Erſcheinung nicht befremden. Nothdürftiges, oder wohl gar unzureichendes Auskommen; Abhängigkeit von der Freigebigkeit der Parochianen; Entbehrung vieler Rechte und Befugniſſe, welche andern Staatsbürgern zuſtehen; das beſchwerliche Gefühl, für Spötter ein Gegenſtand des Haſſes oder der Verachtung, oder die Zielſcheibe des Witzes zu ſeyn; die Beſorgniß, von Vielen wenigſtens als ein unnützes Mitglied und als eine überflüſſige Laſt des Staats angeſehen und behandelt zu werden; die Ausſicht auf Verminderung ſeines Einkommens durch Schwächung der Accidentien, und die immer ſteigenden Preiſe der nothwendigſten Dinge; die Reſignation auf allen bürgerlichen Einfluß, jedes bürgerliche Gewerbe und alle politiſche Ehren und Würden; die Verlaſſenheit der Wittwen und Waiſen der Geiſtlichen, wenn ſie nicht eigenes Vermögen beſitzen: dieſes alles macht es erklärlich genug, warum das kirchliche Amt immer weniger begehrt wird.

„Doch, — wäre es ein Unglück, wenn es einſt „dahin kommen ſollte, daß die chriſtliche Kirche ganz „aufhörte in unſern Ländern oder zu einer ſeparatiſti„ſchen Anſtalt für ein kleines Häuflein zuſammen„ſchrumpfte? Iſt denn die Religion an ſich nothwen-

„dig an das Chriſtenthum gebunden? Gab es nicht „vor Entſtehung des Chriſtenthums Religion; wird es „daher nicht auch nach ſeiner Auflöſung Religion ge„ben? Sind nicht Kirchlichkeit und Religioſität zwei „ganz verſchiedene Dinge, die der Erfahrung zufolge „nicht immer verbunden ſind? Gibt es nicht kirchliche „Menſchen ohne Religioſität, und religiöſe Menſchen „ohne Kirchlichkeit?“

Furchtlos wollen wir dieſen Gedanken, den Wenige ausſprechen, wohl aber Viele denken mögen, näher beleuchten.

Wahr iſt es, daß man Religion haben kann, ohne gerade ein Chriſt zu ſeyn, ja ohne überhaupt irgend einer Religionsgeſellſchaft anzugehören; wahr, daß Unkirchlichkeit noch nicht Irreligioſität iſt, und daß Manche von denen, welche ſich der Unkirchlichkeit ſchuldig machen, dennoch religiöſen Glauben und religiöſe Geſinnungen haben mögen. Es gab vor dem Chriſtenthum Religion, und ſo würde es auch Religion geben, wenn das Chriſtenthum wirklich jemals untergehen könnte. Sokrates hatte Religion, das Bewußtſeyn von einer überſinnlichen Welt und unſrer Verbindung mit ihr, und er war kein Chriſt, und erkannte die Nichtigkeit des Polytheismus ſeiner Zeit. Denn Gott ſchuf den Menſchen nach ſeinem Bilde, das iſt, zur Religion; darum wird es unmöglich ſeyn, daß ſie ſelbſt jemals gänzlich verloren gehen könnte, wenn auch die poſitive Form in welcher ſie im Chriſtenthume erſcheint, untergehen ſollte. Eben deßwegen iſt auch das Fundament der Moralität unerſchütterlich. Sie ruht mit der Religion auf der vernünftigen Natur des Menſchen, die unveränderlich iſt.

Aber die Religion ſoll nicht blos Anlage, Kenntniß, Gefühl bleiben, ſondern ins Leben übergehen und das ganze Handeln des Menſchen durchdringen. Auſſerdem iſt ſie eine ſchlummernde, kraftloſe Fähigkeit, ein todtes, unfruchtbares Wiſſen. Sollen aber die religiöſen Ideen ins Leben übergehen, ſo müſſen ſie auch im Leben erſcheinen, offenbar werden in einer gewiſſen äußerlichen Geſtalt; der Menſch muß etwas außer ſich finden, auf was er dieſe Ideen beziehen kann, worin er ſie dargeſtellt und ausgeſprochen findet. Und dieſes Aeußerliche iſt die Kirche. Sie ſpricht in gemeinſamen Bekenntniß die religiöſen Ideen öffentlich aus; ſie knüpft ſie an Thatſachen; ſie läßt ſie in ihren Feſten und in den Sakramenten ins Leben treten; ſie führt ſie dem Gemüthe zu durch Rede, Geſang und Gebeth; ſie vermittelt, daß der Einzelne die religiöſen Ideen nicht nur denkt, ſondern auch ihre Wirklichkeit, ihre Herrſchaft über die Gemüther, ihren Werth empfindet; und ſo erhebt ſie den zur Religion erſchaffenen Menſchen zur Religioſität, ſo erzeugt ſie das religiöſe Leben. Ein Andres iſt der Gedanke, als bloſe Vorſtellung in uns; ein Andres ſeine ſinnliche Erſcheinung als Thatſache des Lebens; ein Andres an Gräber denken, und ein Andres zwiſchen den Hügeln der Entſchlafenen wandeln. Jenes iſt Traum; dieſes Wachen. Es iſt nicht genug, die Vorſtellung von einer Sache zu haben; ſondern es muß auch etwas außer uns vorhanden ſeyn, an das wir die Vorſtellung anknüpfen, auf das wir ſie beziehen können, das ſie darſtellt und in die Wirklichkeit einführt. Die Idee des Vaterlandes iſt todt und unfruchtbar in denen, die kein Vaterland, oder kein Land, kein Volk haben, auf deſſen Zahl, Geiſt, Sitten, Ver-

faſſung, Vorzüge ſie dieſe Idee beziehen können, oder das ihnen dieſe Idee verſinnlicht. So wie uns die Sinnenwelt in gewiſſer Form, der Form des Raumes und der Zeit, erſcheint; ſo muß die überſinnliche Welt in der Form der Geſchichte und der Kirche erſcheinen, wenn ſie nicht ein Wiſſen, ein Syſtem ohne Leben ſeyn will. Und könnte auch ein Sokrates ſich über die Formen des Ueberſinnlichen erheben, ſo wie ein Kant ſich über die Formen der Sinnlichkeit zu erheben wußte; ſo wären dieſes doch nur Ausnahmen von der Regel. Die Menſchen im Allgemeinen werden weder Sokraten noch Kante, ſo gern ſich auch jeder ſchmeichelt dahin zu kommen; und auch Sokrates, wenn er an die Einſprache eines Genius in ſeine Seele glaubte, vermochte eben ſo wenig das Religiöſe ganz formlos zu faſſen, als Kant vermochte, die Realität der Sinnerkenntniß im Leben zu verläugnen.

Es iſt daher Bedürfniß für den Menſchen, daß das Religiöſe, ſo wie das Ideale überhaupt, in irgend einer Form von ihm aufgefaßt werde, oder mit andern Worten, daß ſeine Religion in Thatſachen, Symbolen dargeſtellt, und durch ein kirchliches Leben zur Erſcheinung gebracht werde. Fehlt ihm dieſes, ſo verlieren die religiöſen Vorſtellungen, wenn er ſie gleich noch hat, ihr Leben, und die religiöſe Anlage, ob ſie gleich vorhanden iſt, wird nicht zur Religioſität entwickelt. Auch Griechen und Römer hatten die Religion nicht als nacktes Wiſſen, nicht als metaphyſiſchen Begriff, ſondern in der Form der Geſchichte, und der heiligen Symbole und Feſte. Zwar ging dieſe Form endlich bei ihnen unter; aber dieſes geſchah eben, als auch ihr politiſches Leben der Auflöſung entgegen ging, und eine neue Form des religiöſen Lebens, das Chri-

ſtenthum, in ihrer Mitte aufblühte, und mit jungen, kraftvollen Zweigen den unfruchtbaren Baum der alten Mythologie gänzlich erſtickte.

Mit der Auflöſung der chriſtlichen Kirche würde daher auch unter uns ein Erſterben des religiöſen Lebens verbunden ſeyn, wenn man nicht ſogleich eine neue Form des Religiöſen an ihre Stelle ſetzte. Aber woher dieſe Form nehmen? woher beſonders eine beſſere, edlere, wohlthätigere Form? Glaubt man etwa, der Staat könne nach Belieben eine einrichten, wenn er wolle, und es bedürfe dazu nur eines Mandats wie zur Errichtung einer Conſtitution? Die Geſchichte lehrt, daß der Staat immer übel ankam, wenn er in Sachen der Religion befahl. Stiften kann er keine Kirche, ſondern ſie muß von Gott geboren werden. Nur begünſtigen kann er die Bildung einer neuen Kirche, und auch dieſe Begünſtigung iſt immer nur von unentſcheidender Wirkung geweſen. — Oder ſollen etwa die Philoſophen neue Formen des religiöſen Lebens erfinden und einführen? — Auch ſie vermögen es nicht. So achtbar ſie ſind, ſo beſchäftigen ſie ſich doch nur mit dem Gedanken, nicht mit ſeiner Erſcheinung im Leben; ihre Syſteme ſind keine Geſchichte, keine Symbole, und ihre Speculationen, ſo vortrefflich ſie auch ſeyn mögen, beherrſchen das Leben nicht. Man machte in Frankreich während der Revolution einen Verſuch zu Einführung einer neuen theiſtiſchen Form der Religion; aber wir werden ſpäterhin hören, mit welchem Erfolge.

Nach dem Zeugniſſe der Geſchichte gehören außerordentliche Männer, ſeltene Gaben göttlicher Begeiſterung, und immer eine außerordentliche Fügung äuſſerer Umſtände dazu, um eine Kirche zu ſtiften, und

eine neue Form des religiöſen Lebens zu erwecken. Das iſt nicht Menſchenwerk, ſondern Gotteswerk. Da es nun der Vorſehung nicht gefallen hat, uns eine neue Gabe dieſer Art zu ſchenken; ſo wird die Auflöſung der Kirche und das Verſchwinden der Kirchlichkeit wenigſtens ſo lange ein großes Uebel für uns ſeyn, als uns die Vorſehung an die Stelle des Chriſtenthums nicht etwas anderes gibt.

Kann es daher für das Wohl der menſchlichen Geſellſchaft gleichgültig ſeyn, den alten ehrwürdigen Tempel der Religion, den uns Gott in der chriſtlichen Kirche errichtet hat, verfallen zu laſſen, ohne zu wiſſen, was man an ſeine Stelle ſetzen ſoll? Wird nicht die Unkirchlichkeit die religiöſen Anlagen immer mehr mit harter Schaale umgeben, daß ſich ihre Keime nicht entfalten können zum Leben? — Die religiöſe Anlage in dem Menſchen iſt zwar unzerſtörbar, und aus dem menſchlichen Geſchlechte kann die Religion nie ganz und nie für immer verſchwinden; aber dennoch kann nach dem Zeugniſſe der Geſchichte die Religioſität für ganze Geſchlechter und Völker, ja für Jahrhunderte verloren gehen.

Wenn die Kirche der Religion wegen nöthig iſt: ſo bedarf es keines Beweiſes, daß die Auflöſung der Kirche für den Staat ein unüberſehliches Uebel wäre. Die Religion und Kirche kann des Staats entbehren, wie das Beiſpiel des Chriſtenthums in den erſten drei Jahrhunderten zeigt; aber der Staat kann der Religion und Kirche niemals entbehren. Dieſe wirkt dahin, wohin Befehle, Strafen, Polizei, Ordensbänder, Titel, Bajonette nicht reichen, nämlich auf das Gewiſſen und das Gebieth der Pflicht. Der Staat kann ſeine Macht nur auf die Handlungen richten; die Religion

heiligt die Quelle aller Handlungen, den Willen. Jener bekämpft die Ausbrüche verderblicher Begierden und Leidenſchaften, dieſe reinigt das Herz von ihnen. Jener gebiethet beſtimmte Leiſtungen für das bürgerliche Leben, dieſe begeiſtert zu bürgerlichen und häuslichen Tugenden, und lehrt das freudig vollbringen, was der Staat zwar wünſchen aber nicht gebiethen kann. Der Staat gründet ſeine erſten und letzten Stützen auf Gewiſſen und Eid; dieſe aber ſind eine Frucht des religiöſen Elements in den Menſchen. Iſt dieſes zerrüttet, ſo iſt Eid und Gewiſſen ein Spielball der Partheien, der Treuloſigkeit, der Leidenſchaften. Nehmt ein Volk, das keinen Gott, keine vergeltende Vorſehung, keinen Richter jenſeits des Grabes glaubt; und ihr habt nicht eine menſchliche Geſellſchaft, ſondern eine Geſellſchaft reißender Thiere. Die Macht der Regierung iſt nur vorhanden in dem Gehorſam derer, die ihr gehorchen, und dieſer Gehorſam ruht auf Eid, Gewiſſen und Pflicht, nicht auf Furcht und Belohnung, die beide ſo oft unwirkſam bleiben oder unwirkſam gemacht werden. Darum waren die weiſeſten Staatenſtifter des Alterthums auch Stifter eines kirchlichen Weſens, oder ſtellten wenigſtens die Säulen ihres politiſchen Gebäudes auf ſchon vorhandene Religionen. Darum war das Erlöſchen des kirchlichen Lebens immer ein Vorbote ſchwerer politiſcher Erſchütterungen, oft des Untergangs der Völker und Reiche. Als Rom's Augurn, wie Cicero erzählt, ſich nicht begegnen konnten, ohne heimlich über einander zu lachen; da gab es für Rom keine Rettung mehr vor den furchtbaren Bürgerkriegen und der Sitten- und Gewiſſenloſigkeit, die jenes große Volk dem Untergange langſam entgegen führten.

Der Staat ſollte daher das Verſchwinden des kirchlichen Lebens nicht mit Gleichgültigkeit betrachten, und noch weniger aus einer unverſtändigen Eiferſucht auf die Gewalt der Kirche über die Gemüther ſelbſt dazu beitragen, dieſe Gewalt zu zerſtören und die Kirche in gänzliche Ohnmacht zu ſtürzen. Dieſes iſt die Eiferſucht eines Ehemannes, der ſich von einem gebildeten und verſtändigen Weibe, weil ſie ihm zu viele Gewalt über die Gemüther ſeiner Kinder und Hausgenoſſen zu haben ſcheint, ſcheiden läßt, und nun unverheirathet leben will, um in ſeinem Hauſe alles in allem zu ſeyn, oder ſich ein geiſtesſchwaches Weib nimmt, die keine andere Anſicht und keinen andern Willen haben mag, als den ihr eben der Mann vorſchreibt. Er wird die nachtheiligen Folgen des Wechſels gewiß, aber zu ſpät empfinden. — Es gibt vielleicht kein treffenderes Bild für das Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche, als das Verhältniß zwiſchen Mann und Weib, ſo lächerlich dieſes auch ſolchen Politikern ſcheinen mag, die nur Zahl und Maaß zu berechnen gewohnt ſind.

Der Staat führt, wie der Mann, das Schwert der Gewalt; die Kirche bildet, wie das Weib, die beſſere Sitte der bürgerlichen Geſellſchaft. Der Staat erwirbt das Eigenthum, und ſchützt es gegen äußere Gewalt; die Kirche lehrt die Tugenden, bei denen allein das Erworbene erhalten und nützlich angewendet wird; ſie iſt Mutter und Pflegerin der häuslichen Tugenden. Der Staat flößt Furcht ein vor ſeiner Macht und legt den Widerſpenſtigen Feſſeln an; die Kirche lenkt durch den Geiſt der Liebe und Menſchlichkeit und durch das Gewiſſen die Gemüther freiwillig auf das allgemeine Beſte. Im Unglück ſteht die Kir-

che dem Staate treulich bei, wie ein treues Weib dem Gatten; ſie erweckt Begeiſterung für das Vaterland und die gerechte Sache, Muth zu den ſchwerſten Opfern, Vertrauen und Hoffnung in den verzweiflungsvollſten Lagen.

Daß es auch Kirchen geben könne, die einem herrſchſüchtigen und böſen Weibe gleichen, den innern Frieden zerrütten, gegen den Staat Kabalen anſpinnen, und trachten, wie ſie ihn unterjochen mögten, mag nicht geläugnet werden. Jede Kirche, die einen Staat im Staate bildet, einen eignen Haushalt führt, ein auswärtiges Oberhaupt für ihren Herrn erkennt, und von ihm ihre höchſten Befehle annimmt, ihre Diener der Gerichtsbarkeit des Staatsoberhaupts entzieht, und die geſetzgebende Gewalt in die Hände eines dem Staate fremden kirchlichen Oberhauptes legt; jede Kirche dieſer Art iſt ein herrſchſüchtiges Weib. Von einer ſolchen iſt hier nicht die Rede. Aber daß die Kirche eine äußere Würde und ſo viel Selbſtſtändigkeit und Rechte bekommt, als ſie bedarf, um den Zweck ihres Daſeyns zu erreichen; daß ſie nicht blos das Gnadenbrod erhält und nicht wie ein überflüſſiges Glied, oder, wie von dem eiferſüchtigen Morgenländer ſein Weib, als bloße Magd im großen Haushalte des Volks angeſehen und gehalten wird; daß man ſie nicht zu einer bloßen Treiberin des Pöbels zu knechtiſchem Gehorſam herabwürdigt, ſondern ſie auch Freundin und Geſellſchafterin der Fürſten, der Staatsbeamten und der höhern Stände ſeyn läſſet: das iſt blos Anſpruch auf das, was gebührlich, was erforderlich iſt, wenn die Kirche ihre, dem Staate ſelbſt unentbehrlichen Zwecke erreichen ſoll.

Nicht wenig trug das Beiſpiel des nordamerikaniſchen Freiſtaats bei, um neuere Politiker in der Meinung zu beſtärken, als bedürfe der Staat der Kirche nicht. „Dort, ſagt man, fragt der Staat nach keiner „Kirche; er verlangt nichts, als daß man ſich zum „Glauben an Gott bekenne; er geſtattet jedem, Gott „zu verehren, wie er will; er fragt aber auch nicht „darnach, ob es Kirchen gibt, und ob ſie beſucht werden oder nicht; er beſoldet keinen Religionslehrer, „ſondern überläßt dieſes den Gemeinden. Dabey be„findet er ſich wohl. Iſt dieſes nicht ein unwider„leglicher Beweis, daß der Staat am beſten thut, „gar nicht nach der Kirche zu fragen, ſondern jeden „Staatsbürger in dieſer Hinſicht thun zu laſſen, was „er will? nicht ein Beweis, daß Unkirchlichkeit auf „das Blühen des Staats gar keinen Einfluß habe, „und daß es daher ſehr überflüſſig iſt, ſich von Staats„wegen nur mit der Erhaltung, geſchweige mit der „Erhebung der Kirche zu befaſſen?"

Der kirchliche Zuſtand von Nordamerika iſt uns neuerlich durch einige Schriften näher bekannt geworden *), nach denen er nicht eben erfreulich iſt. Als ſich Nordamerika frei machte, wurde alle Verbindung zwiſchen Kirche und Staat gänzlich zerriſſen, ſo daß es nur einige Staaten waren, welche das chriſtliche Glaubensbekenntniß als etwas zur Wählbarkeit für Staatsämter nothwendiges beibehielten. Ein Theil der Nordamerikaner iſt zwar noch kirchlich, was ſich auch ſchon deswegen erwarten läßt, weil Nordameri-

*) Dahin gehört beſonders die intereſſante Schrift von Ioh. Britsted (einem Amerikaner) the resources of the united states of America. Neuyork, 1818. 8.

ka's Bevölkerung zum Theile aus Menſchen, oder aus den Kindern derſelben beſteht, die ihr Vaterland verließen, um freie Religionsübung zu bekommen. Auch haben einige Provinzen die Kirche nicht ganz ihrem Schickſale überlaſſen. In Maſſachuſetts, Vermont, Neuhampſhire und Connecticut iſt durch Abgaben für den Gottesdienſt geſorgt, und die Geiſtlichen werden mäßig, doch zulänglich beſoldet. Die meiſten übrigen Staaten aber haben nichts dem Aehnliches, ſondern alles beruht auf einem Uebereinkommen zwiſchen Hirt und Heerde, das ſich eben ſo leicht auflöſet als es geſchloſſen wird. Nach der Erklärung des Präſidenten leben, beſonders in Weſten, an drei Millionen Menſchen im Lande, die gar keinen Gottesdienſt, keine Geiſtlichen, keine Religion haben, und Britſted bemerkt, daß bei den dort gewöhnlichen Fortſchritten der Bevölkerung angenommen werden könne, daß in funfzig Jahren ſich dort viele Millionen ungetaufter Heiden vorfinden würden, deren Väter Chriſten geweſen waren. Ob man alſo dort dem zeitherigen Princip, nämlich von Seiten des Staats von dem ganzen Kirchenweſen keine Notiz zu nehmen, auch in der Zukunft wird treu bleiben können, das muß eine längere Erfahrung lehren. Denn die 36 Jahre, welche Nordamerika erſt als unabhängiger Staat verlebt hat, ſind ein zu kurzer Zeitraum, um über einen Gegenſtand, deſſen Wirkungen in Jahrhunderten erſt ſichtbar werden können, ein ſicheres Reſultat zu geben. So thut man ja auch im Politiſchen, und dieſelben Politiker, welche ihre Begleichgültigung der Kirche durch Nordamerika's Beiſpiel zur Staatsweisheit machen wollen, würden ſehr proteſtiren, wenn man aus demſelben Beiſpiel folgern wollte, daß der Staat kei-

ner Fürſten, keines Adels, keines Feudalzuſtandes bedürfe, um glücklich zu ſeyn, und daß im Gegentheil die reine Republik die glücklichſte Verfaſſung ſey. Man darf Amerika nicht mit Europa, das Kind nicht mit dem gereiften Manne vergleichen. Nordamerika enthält wo nicht alle, doch den größten Theil der chriſtlichen Religionspartheien; unſere Länder enthalten nur eine oder einige. Dort ſind alle Kirchen im Staate; hier iſt an allen Orten die Kirche weit größer als der Staat. Dort beſteht die Regierung aus einer Verſammlung von Abgeordneten aller Provinzen, und Katholiken, Reformirte, Lutheraner, Quäcker, Mennoniten, und wie ſie ſonſt Namen haben mögen, können im Congreſſe ſitzen, oder ſitzen wirklich darin; bei uns ſteht Einer an der Spitze des Volks, der nicht allen Kirchen, ſondern nur einer angehören kann. Dort ſind alle Kirchen neu; keine hat Rechte, Beſitzungen, Befugniſſe vor der andern voraus: in Europa ſind alle Kirchen längſt eingerichtet, haben beſtimmte, ihnen geſetzlich zugeſicherte Rechte, und ſind mit dem Staate innigſt verbunden. Dort würde das Verſchwinden einer Kirche eben deßwegen auf den politiſchen Zuſtand nicht den geringſten Einfluß haben; hier würde die Auflöſung einer Kirche die bedenklichſten politiſchen Erſchütterungen hervorbringen. Dort fragt der Staat nicht nach der Kirche, aber er überläßt auch den Gemeinden das kirchliche Directorium, er macht keinen Anſpruch auf die Episcopalrechte; und ſo geſchieht wenigſtens von den Gemeinden für Erhaltung der Kirche, was geſchehen kann. Hier iſt der Staat im Beſitz der Episcopalrechte; er will, und zwar allein, die Kirche regieren. Darum muß er auch für ihre Er-

haltung ſorgen: darum darf und kann er hier nicht ſagen: ich frage nicht, ob es eine Kirche gibt und in welchem Zuſtande ſie iſt. Will er dieſes, ſo muß er das Epiſcopat der Gemeinde zurückgeben, damit dieſe für die Kirche ſorge, und dieſe nicht dadurch, daß Nichts von dem veranſtaltet wird, deſſen ſie im Laufe der Zeit bedarf, endlich zu Grunde gehe. Dort haben die Staatsbeamten mit der Verwaltung der Kirche und ihres Vermögens nichts zu thun, ſondern allein die Gemeinden; hier läßt das Staatsoberhaupt, als Oberbiſchoff, ſeine Beamten an der Verwaltung der Kirche und ihres Vermögens theilnehmen, oder überträgt ſie ihnen ausſchließlich. Dort hat es alſo nichts zu ſagen, daß Chriſten aller Partheien und Nichtchriſten Staatsämter verwalten können, denn ſie haben nie mit irgend einer Kirche etwas zu ſchaffen; hier dirigiren Miniſter die Kirche, nehmen Beamte am Kirchenregimente Theil, die nicht zur Kirche gehören, und wenn man auch die Juden zu bürgerlichen Aemtern zuläßt, ſo wird dann der Fall eintreten, daß die Aufſicht über das Vermögen chriſtlicher Kirchen und die Theilnahme am Kirchenregimente auch von jüdiſchen Beamten gehandhabt werden wird.

Die Verhältniſſe Deutſchland's und Nordamerika's ſind ſich alſo ganz ungleich. Das letztere iſt ein Kind, das ſich in einer leeren Wüſte einrichtet, und vor der Hand an nichts denkt als an Wohnung und Lebensmittel; ein europäiſcher Staat iſt ein Mann mit eingerichteter Haushaltung, umgeben von andern ſeines Gleichen, und hat noch andere Bedürfniſſe und Rückſichten.

Ueberhaupt iſt das Princip, daß der Staat alle Kirchen begleichgültigen könne und müſſe, falſch. Der

Glaube iſt eine Macht, und eine große Macht; folglich auch die Kirche, die auf ihm ruht. Weiſe iſt es daher, den Glauben und die Kirche, welche ſich mit der Wohlfahrt des Staats am innigſten verbindet, zu ſchützen und zu begünſtigen; thöricht aber iſt es, ſie verfallen zu laſſen, oder einen andern, dem Staate feindſeligen Glauben auf gleiche Weiſe zu begünſtigen, oder überhaupt nach der Macht des Glaubens nicht zu fragen.

Der Verfall des kirchlichen Lebens in unſern Ländern iſt daher nichts gleichgültiges, ſondern ein Uebel; und diejenigen rathen der öffentlichen Wohlfahrt ſehr ſchlecht, welche dieſem Verfalle gleichgültig zuſehen, oder ihn aus falſchen Anſichten befördern.

---

§. 2.

Beſondere Wichtigkeit der Unkirchlichkeit in jetziger Zeit, wegen erneuerter Wirkſamkeit der römiſchen Hierarchie und der Jeſuiten.

Nur ungern berühre ich eine Saite, welche zur Ehre der Bekenner des Chriſtenthums nicht mehr ertönen ſollte, auch von gutmüthigen Proteſtanten für verklungen gehalten wurde, welche man aber von der andern Seite ſeit einiger Zeit mit ſo derber Fauſt geriſſen hat, daß ihr widerlicher Mißton jedem offenen Ohre nur zu vernehmbar geworden iſt. Ich meine die neuen von römiſchen Prieſtern erhobenen Feindſeligkeiten gegen die evangeliſche Kirche, und die von ihnen und mehrern ihnen dienſtbaren Schriftſtellern gemachten Verſuche, die evangeliſche Kirche zu verunglimpfen,

zu verdächtigen, in ihren Rechten zu beſchränken, und ſie allmählig aufzulöſen.

Nachdem die gefährlichen Umtriebe des Jeſuiterordens eine ſo allgemeine Erbitterung faſt aller europäiſchen katholiſchen Fürſten erregt hatten, daß der Papſt Clemens der 14te ſich genöthigt ſah, dieſen Orden, den Portugal ſchon 1759, Spanien 1767 ausgeſtoßen hatte, im Jahre 1773 gänzlich aufzuheben; ſo fing die alte Zwietracht, welche früherhin Evangeliſche und Katholiſche ſo bitter entzweiet hatte, allmählig an zu verſchwinden. Die Verfolgung der Reformirten in Frankreich, wo man von 1745 bis 1770 nur noch acht reformirte Geiſtliche aufgehangen hatte, erloſch nach und nach, und ſchien ganz aufhören zu müſſen, als die Proteſtanten in Frankreich (1787) bürgerliche Rechte erhalten hatten. Noch ſtiller wurde es in Deutſchland. Hier lebten beide Theile ohne merkbare Reibung neben und unter einander. Das alte Mißtrauen ſchien erlöſchen zu wollen; ſichtlich hob ſich die deutſch-katholiſche Kirche in evangeliſcher Erkenntniß und theologiſcher Wiſſenſchaft; ihre Prediger, ihre Liturgie, die nun auch in deutſcher Sprache erſchien, ihr Schulweſen geſtaltete ſich im Stillen ſo, daß eine nähere Vereinigung beider Theile im Geiſte zu reifen ſchien. Auch traten oft Prediger und Gemeinden von beiden Theilen recht brüderlich und vertraulich zu gemeinſamen Handlungen und Zwecken zuſammen, und es waren immer die Evangeliſchen, welche ihre Freude über ſolchen brüderlichen Sinn in öffentlichen Blättern laut werden ließen. Bald wurde das Vertrauen ſo groß, daß diejenigen, welche wie Nicolai, den alten Geiſt römiſcher Feindſchaft gegen uns nicht für verſchwunden, ſondern nur für verſteckt erklärten, der Geſpenſterſeherei und Jeſuiten-

riecherei beſchuldigt, und faſt verlacht wurden. Ja man hielt es ſelbſt für unrecht, irgend einen Verdacht, eine Beſorgniß auszuſprechen, und die Plumpheiten oder Intriguen einzelner katholiſcher Prieſter gegen Proteſtanten öffentlich zu rügen, weil man fürchtete, dadurch den kaum eingeſchlafenen Haß wieder zu erwekken und in den alten Kampf zu verfallen. Und wer hätte nicht wünſchen ſollen, daß beide Theile immer brüderlicher zuſammen getreten wären, und den Grundſatz, ſich gegenſeitig in Ruhe zu laſſen, immer allgemeiner in Anwendung gebracht hätten? —

Die Hoffnung aber, daß dieſes geſchehen werde, dem hellſehenden nie mehr als nichtiger Traum! iſt in unſern Tagen ſo ſehr verſchwunden, daß das fernere Schweigen auf unſrer Seite billiger Weiſe nicht mehr erwartet, nicht gefordert werden kann. Denn wenn wir auch mit Freuden bekennen, daß der Geiſt brüderlicher Verträglichkeit ſich unter den katholiſchen Chriſten in Deutſchland verbreitet, und in vielen erfreulichen Erſcheinungen kund gethan hat; ſo hat ſich dagegen bey der katholiſchen Prieſterſchaft der Geiſt der Verfolgung, des Umſichgreifens, der Verunglimpfung offenbar aufs Neue eingeſtellt, oder iſt wenigſtens auf grellere Weiſe hervorgetreten. Damit man uns nicht vorwerfe, als griffen wir ſo gehäſſige Beſchuldigung aus der Luft, ſo mögen eine kurze Reihe von Thatſachen folgen, welche ihr zur Grundlage dienen.

Der Geiſt der römiſchen Kurie iſt gegen alle Nichtkatholiken ſtets derſelbe geblieben, der er früher war, und ſo groß auch die perſönliche Milde irgend eines Papſtes gegen einzelne Evangeliſche ſeyn mag, ſo wird er doch als Papſt gegen alle Evangeliſche, beſon-

ders gegen die evangeliſche Kirche ſelbſt im Zuſtande der Feindſeligkeit ſtehen müßen. Das bringt der Geiſt der Grundſätze mit ſich, die er als unfehlbares Oberhaupt der katholiſchen Kirche nie verlaſſen, nie verbeſſern darf, ſollte er auch wollen. Sie ſind aber auch, ſelbſt in der tiefſten Erniedrigung der päpſtlichen Macht durch die Franzoſen, nie verändert worden. Daß der Papſt Napoleon, als Kaiſer der Franzoſen, in den Bann that, wollen wir nicht rechnen. Es galt einem Mitgliede der katholiſchen Kirche, und kann nur für katholiſche Fürſten bedenklich ſeyn. Daß er in der Bannbulle ſagte: er führe eine vorzüglichere Herrſchaft als der Kaiſer, denn das Fleiſch müße dem Geiſte, das Irdiſche dem Himmliſchen weichen; daß er ſich dabei auf das Beiſpiel ſeiner Vorfahren berief, die auch gegen ungehorſame Könige und Fürſten gleiche Maaßregeln ergriffen hätten: auch dieſes wollen wir nicht rügen, denn es trifft uns nicht, da wir dem Papſte nicht zu Gehorſam verpflichtet ſind.

Aber dagegen gilt es uns, wenn der päbſtliche Nuncius zu Wien im Jahr 1803 bei Gelegenheit des damals vorgelegten Entſchädigungsplans, nach welchem die weltlichen Fürſten Deutſchlands, beſonders die proteſtantiſchen, durch Einziehung der geiſtlichen Länder entſchädigt werden ſollten, folgende Inſtruction*) erhielt. Sie lautet: „Nicht nur hat ſich die Kirche bemüht zu verhindern, „daß die Ketzer ſich nicht der Kirchengüter bemächti„gen, ſondern ſie hat auch überdieß die Confiscation „der Güter, welche die Ketzer beſitzen, als

*) Sie wurde bekannt, als Napoleon den Kirchenſtaat einzog, und das päpſtliche Archiv nach Paris bringen ließ. Man findet ſie in dem Essay historique sur la puissance temporelle des Papes, Paris, ed. 2. 1818.

„Strafe feſtgeſetzt. In Hinſicht der Fürſtenthü„mer und Lehen (principati e feudi) iſt es eine „feſte Regel des kanoniſchen Rechts, daß die Unter„thanen eines offenbar ketzeriſchen Fürſten von aller „Huldigung, Treue und Gehorſam (ommagio, fedel„tà ed ossequio) gegen ihn entbunden bleiben. Wer „nur wenig in der Geſchichte bewandert iſt, der muß „die von Päpſten und Concilien ausgeſprochenen Ab„ſetzungsſentenzen gegen Fürſten, die in der „Ketzerei beharren, kennen. Zwar iſt es jetzt nicht „möglich, dieſe heiligſte Maxime gerechter „Strenge gegen die Feinde und Rebellen „auszuüben; aber wenn auch die Kirche ihr Recht „nicht ausüben kann, die Anhänger der Ketzerei von „ihren Fürſtenthümern abzuſetzen und ſie ihrer „Güter verluſtig zu erklären, könnte ſie darum „jemals poſitiv zugeben, ihnen (den ketzeriſchen Für„ſten) neue Fürſtenthümer und Güter zukommen zu „laſſen, und dadurch ſich ſelbſt zu berauben?“

Alſo unſre evangeliſchen Fürſten, jemehr ſie evangeliſch geſinnt ſind, je treuer ſie ſich als Oberbiſchöffe ihrer Kirche erweiſen, deſto verdammlicher ſind ſie, deſto mehr verdienen ſie nicht nur kein neues Fürſtenthum zu erhalten, ſondern auch das, was ſie haben, zu verlieren, und es iſt nur eine zeitliche Unmöglichkeit gerechte Strenge zu üben, wenn ſie von dem Oberhaupte der katholiſchen Kirche nicht abgeſetzt werden! — Und ſolche Grundſätze ſollen wir begleichgültigen! —

Nicht anders ſind die Grundſätze der römiſchen Kurie gegen evangeliſche Unterthanen. — Der Papſt ließ im Jahre 1808 allen Miniſtern auswärtiger Höfe zu Rom offiziell erklären; „es iſt ungegründet und

„Verläumdung, daß das (mit Frankreich im Jah„re 1802 geſchloſſene) Concordat die Duldung anderer „Gottesdienſte (la tolerance des autres cultes) geheiligt habe. Dieſes religiöſe Uebereinkommen ent„hält kein Wort, das auf irgend einen von der „Kirche zu Rom verdammten und verbannten „Kultus (a aucun culte, condamné et proscrit par „l'Eglise de Rome) Bezug hätte.*)“ Noch ſtärker aber drückt ſich die vom römiſchen Hofe in demſelben Jahre den Biſchöfen der von Napoleon occupirten Provinzen gegebene Inſtruction aus.**) Hier heißt es von der durch die franzöſiſchen Geſetze beſtimmten Gleichheit der Religionspartheien und ihrer freien Gottesverehrung: „Dieſe Gleichgültigkeit, welche „keine Religion vorzieht, iſt für die katholiſche, „apoſtoliſche und römiſche Kirche am meiſten beleidi„gend, und ihrem Geiſte entgegen, da dieſe „Kirche vermöge ihrer Göttlichkeit und nothwendigen „Einheit mit keiner andern ſich verbinden (neben „keiner andern friedlich ſtehen!) kann, ſo wenig als „Chriſtus mit Belial, das Licht mit der Finſter„niß, die wahre Frömmigkeit mit Irreligioſi„tät.“

Wenn hiermit von dem Oberhaupte der katholiſchen Kirche den Evangeliſchen aller Friede für immer aufgeſagt, ja für etwas die Würde der römiſchen Kirche beleidigendes erklärt wird; ſo iſt dieſes nicht bloße Phraſe. Denn wir wiſſen ja, daß die päpſtliche Kurie nicht nur den weſtphäliſchen Frieden, welcher die

*) S. Archiv für ältere und neuere Kirchengeſchichte von Stäudlin und Tzſchirner, 2ter B. 2 St. S. 433.

**) Sie ſteht ebendaſ. 2. B. 1. St. S. 215 ff.

Exiſtenz der evangeliſchen Kirche in Deutſchland recht=lich anerkannte, eben deswegen für null und nichtig erklärte, und ſich noch im Jahre 1780 bei einem Streite mit Preußen, wo dieſes aus dem weſtphäli=ſchen Frieden argumentirte, ganz unbefangen auf dieſe Nichtigkeits=Erklärung berief, ſondern daß die=ſelbe Kurie auch gegen den ruhmwürdigen Beſchluß des im Jahre 1814 und 15 gehaltenen Fürſtencon=greſſes zu Wien, nach welchem Katholiſche und Evan=geliſche in den Ländern der Contrahenten gleiche Rechte und freie Religionsübung haben ſollten, durch den Cardinal Conſalvi feierlich proteſtirte.*)

Dieſen Grundſätzen war es denn auch ganz gemäß, daß in einem päpſtlichen Schreiben an die Kleriſey in Frankreich vom 27. Febr. 1809 über die Ehen eines Katholiſchen mit einem andern Theile, „der ſich zu ei=ner ketzeriſchen Lehre bekennt,“ geſagt wird: „die ka=„tholiſche Kirche hat ſolche Ehen immer ſehr gemiß=„billigt; ſie verabſcheut dieſelben, und es iſt zu „beklagen, daß es Katholiken gibt, die, von einer „ſchimpflichen Leidenſchaft verführt, von ſolchen „höchlich zu mißbilligenden Ehen, welche die heilige „Mutter, die Kirche, immer verworfen und verſagt „hat, ſich nicht entſetzen.“ — Alſo die Liebe ei=nes Katholiken zu einer Proteſtantin iſt eine ſchimpf=liche Leidenſchaft, und ein guter Katholik muß ſich vor einer Ehe mit ihr entſetzen, gleich als vor ei=nem Verbrechen!

*) Man findet das Nöthige hierüber in Klüber's Ueber=ſicht der diplomatiſchen Verhandlungen des Wiener Con=greſſes, 3te Abth. S. 468 ff.

Aber, ſagt man vielleicht: „dieſes alles ſind zwar Grundſätze der römiſchen Kurie, nicht aber des Katholicismus. Die Katholiken ſelbſt billigen dieſes nicht; ſie denken viel milder; ſie handeln nicht nach dieſen Grundſätzen. Die Evangeliſchen haben daher gar keinen Grund, auf ſolche Ausſprüche des römiſchen Hofes Gewicht zu legen, und deshalb von der katholiſchen Kirche, die von der römiſchen wohl zu unterſcheiden iſt, Böſes zu befürchten.“

Ich geſtehe aber frei und offen, daß ich den Sinn ſolcher Rede nicht zu faſſen und mich nicht zu überzeugen vermag, daß zwiſchen katholiſcher und römiſcher Kirche eben ein Unterſchied ſey. Die katholiſche Kirche kann, wie ſie ſelbſt behauptet, nicht ſeyn ohne den Papſt, alſo ohne die römiſche Kirche; ſie kann nicht ſeyn, wie ſie ſelbſt ſagt, ohne Gehorſam gegen den Papſt, alſo auch gegen die Ausſprüche der römiſchen Kurie. Und wenn auch einzelne Katholiken, was wir ſehr gern glauben, da wir ſo viele Beiſpiele davon ſehen, dieſen Geiſt des Ketzerhaſſes nicht theilen; ſo ſind doch ſie nicht die Kirche; ſo werden doch die katholiſchen Prieſter, welche die Herren und Repräſentanten der Kirche ſind, nach dieſen von Rom ausgeſprochenen Grundſätzen handeln müſſen. Und wie könnten ſich Katholiken, beſonders Prieſter dieſem Gehorſam entziehen, da ſie in der professio fidei, oder dem Glaubensbekenntniſſe, das jeder abzulegen hat, ausdrücklich dem römiſchen Oberprieſter (romano pontifici) einen wahren Gehorſam ſchwören müſſen (veram obedientiam spondeo ac iuro)? da ſie ausdrücklich ſich verpflichten, alle Irrthümer und Ketzereien, welche die Kirche verdammt, verwirft und verflucht,

gleichfalls zu verwerfen und zu verfluchen; alſo auch den Glauben evangeliſcher Chriſten? —

Doch die neueſte Geſchichte mag ſelbſt ſprechen und entſcheiden, ob jene Grundſätze nicht angewendet werden.

Als Piemont unter ſeinen vorigen Beherrſcher nach Napoleons Sturz zurückkehrte, ſo erlitten die in den dortigen Thälern lebenden Waldenſer von jeſuitiſchem Bekehrungseifer ſo harte Bedrückungen, daß ſich der edle König von Preußen bewogen fand, ſich ihrer anzunehmen. — Nach der Schlacht bei Waterloo, als die Väter des Glaubens das ſüdliche Frankreich durchzogen, fielen in Nimes und der Nachbarſchaft jene blutigen Verfolgungen der Reformirten vor, die noch jetzt unvergeſſen ſind, und welche Romilly in ſeiner am 23. May 1816 im engliſchen Parlament gehaltenen Rede ſo lebhaft, wenn auch wohl mit einiger Uebertreibung ſchilderte.*) Der ruhige und edle Charakter des Deutſchen iſt von ſolchen Gewaltthätigkeiten entfernt; aber auch in Deutſchland war es fühl-

*) Nach Romilly's Bericht wurden in und bei Nimes die Häuſer der Proteſtanten niedergeriſſen, die Mobilien verbrannt, die Werkſtühle der Manufacturiſten zertrümmert, die Weingärten verwüſtet, die Reben mit der Wurzel ausgeriſſen. Dreißig Frauenzimmer wurden mit Geißeln, in die man ſpitzige Nägel geflochten hatte, zu Tode gegeißelt, 200 Frauen und an 2000 Männer gemordet. — Der Miniſter Caſtlereagh, der gegen dieſe Rede ſprach, geſtand zu, daß die Zahl der Proteſtanten, die in dieſem Departement das Leben verloren hätten, gegen tauſend, und jener, die in Nimes gemordet worden, gegen 300 geweſen ſeyen, behauptete aber, daß politiſcher Partheihaß dieſe Gräuelſcenen erzeugt habe.

bar, daß das Oberhaupt der katholiſchen Kirche ſeit 1814 wieder feſten Fuß gewonnen, und in dieſem Jahre den Jeſuiterorden, dieſen geſchwornen Feind der evangeliſchen Kirche, wiederhergeſtellt hatte. Es geſchah nun, daß katholiſche Prieſter zu Aachen, wo Preußens Adler herrſcht, ſich das Begehren erlaubten, daß alle Kinder aus Ehen zwiſchen Katholiſchen und Evangeliſchen ohne Ausnahme katholiſch erzogen werden müßten, und ſie wagten es den katholiſchen Theil durch Verweigerung der Abſolution und des Sakraments zu dieſem Begehren zu zwingen; eine Anmaßung, über welche auch in Sachſen, nach öffentlichen Blättern, Klage erhoben worden iſt. Auf der unter einem evangeliſchen Landesherrn ſtehenden Univerſität Freiburg wurde im Jahre 1816 mit Erlaubniß der Obern gelehrt und öffentlich vertheidigt, daß die Ehen zwiſchen Katholiken und Proteſtanten an ſich höchſt unerlaubt ſeyen, und nur dann erlaubt würden, wenn der proteſtantiſche Theil ſich zur katholiſchen Kirche bekehren laſſe und alle Kinder einer ſolchen Ehe in der katholiſchen Religion erzogen würden. Wäre das letztere nicht der Fall, ſo ſähen alle katholiſche Theologen eine ſolche Ehe für gottlos, verabſcheuenswerth und ungültig an. — Als der König von Preußen mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit die Univerſität Bonn am Rheine geſtiftet, und auch daſelbſt eine katholiſche Fakultät errichtet hatte, ſo verbot der katholiſche Vicarius zu Münſter den dortigen Theologen Bonn zu beſuchen, und drohte denen, die es wagen würden, ſeinem Befehle entgegen zu handeln, die Prieſterweihe nicht zu geben. Und wer kennt nicht die jüngſt in Franken geſchehenen angeblichen Wunder, von denen der Fürſt von Hohenlohe,

katholiſcher Prieſter, in ſeinem Schreiben an den Magiſtrat von Würzburg verſichert, daß ſie geſchähen, um zu beweiſen, daß die katholiſche Kirche die einzig wahre Kirche Gottes ſey? Wen befremdet nicht das abſichtsvolle Aufſehen, welches man dieſen Auftritten zu geben ſucht? Und wer ſieht nicht in der Behauptung des Hn. Fürſten von Hohenlohe, daß er nur Katholiken, nicht aber Evangeliſche heilen könne, den unverdeckten Köder der Proſelytenmacherei?

Dieſe Proſelytenmacherei ſelbſt aber iſt ſchon ſeit längerer Zeit, und ehe noch der Jeſuiterorden förmlich hergeſtellt war (denn vorhanden und wirkſam blieb er auch nach ſeiner Auflöſung), beſonders aber in neuerer Zeit eine auffallende Erſcheinung geworden, denn immer zahlreicher wurde die Zahl der Perſonen, beſonders aus den höhern Ständen, und den Dichtern und Künſtlern, welche von der evangeliſchen Kirche zur römiſchen übertraten. Schloſſer, der Graf Stolberg, Adam Müller, Schlegel, Werner, der Graf Senft von Pilſach, der Herr von Haller, Bieſter, ein Prinz von Mecklenburg, einer von Heſſendarmſtadt dürften die auffallendſten Beiſpiele dieſer Art ſeyn. An und für ſich wird und kann die evangeliſche Kirche, die keinen Glaubenszwang kennt, nichts dagegen haben, wenn Einzelne ihrer Bekenner aus Ueberzeugung zu einer andern Kirche übertreten. Sie kann nur bedauern, daß ſie über die evangeliſche Wahrheit und ihren Werth in ſolchen Irrthum gerathen ſind. — Aber ein Anderes iſt es, wenn ſie ſieht, wie eine neben ihr ſtehende Schweſterkirche alle Mittel aufbietet, um ihr ihre Mitglieder untreu zu machen, wie ſie planmäßig und künſtlich wirbt, wie ſie für dieſen Zweck das unwür-

dige Mittel der Verläumdung und der Gewiſſensſchleicherei anwendet, und den Bekehrten einen höchſt feindſeligen Geiſt gegen die evangeliſche Kirche einflößt. Dieſes iſt heimlicher Krieg, und dieſen Krieg führt gegen uns der Jeſuiterorden und die römiſche Prieſterſchaft; führt ihn nicht durch Prieſter allein, ſondern auch durch Laien, nicht nur durch Männer ſondern auch durch Frauen, ſo daß die Behauptung nicht unwahrſcheinlich erſcheint: der Jeſuiterorden habe eine große Anzahl Laien zu Mitgliedern, die im bürgerlichen Gewande ſeinen Zwecken dienten. Was den ſchleichenden Gang der Proſelytenmacherei betrifft, ſo hat ihn Voß in der Bekehrungsgeſchichte des Grafen Friedrich von Stollberg mit großem Freimuthe aufgedeckt*); ſo hat ſich hierüber die ruſſiſche Regierung, als ſie ſich genöthigt ſah die Jeſuiten wegen ihrer Proſelytenmacherei und wegen des Unfriedens, den ſie in Familien ſtifteten, aus dem Reiche zu entfernen, kraftvoll ausgeſprochen. Was die Mittel betrifft, deren man ſich bedient, um Proteſtanten von ihrer Kirche zu entfernen, ſo geben darüber die Convertiten ſelbſt den beſten Aufſchluß. Sie wiederholen, gleichgeſtimmten Pfeifen gleich, immer das alte jeſuitiſche Lied: daß die evangeliſche Kirche den Keim ihrer Auflöſung in ſich trage, und nächſtens in den Mutterarmen der römiſchen Kirche untergehen werde; ſie rufen, — was weit wichtiger iſt, — aus Einem Munde, daß der Proteſtantismus der Vater aller Revolutionen und nur die Hierarchie der römiſchen Kirche die Stütze aller Thronen ſey. Dabei

*) Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? Im 3ten Heft des Sophronizon von Paulus.

kommt den Uebertretenden die römiſche Prieſterſchaft mit einer Bewilligung entgegen, die man zwar ſchon längſt vermuthet hat, deren Wahrheit aber nur erſt kürzlich durch die Schwatzhaftigkeit des Hn. von Haller vollkommen gewiß geworden iſt. Man erlaubt nämlich den für die römiſche Kirche gewonnenen Proteſtanten noch länger dem Scheine nach Proteſtanten zu bleiben, und diſpenſirt ſie von der Beobachtung des katholiſchen Gottesdienſtes, damit ſie deſto wirkſamer und unverdächtiger gegen die evangeliſche Kirche arbeiten und andere Proteſtanten gleichfalls gewinnen können. So war der evangeliſche Oberhofprediger Starke zu Darmſtadt heimlicher Katholik, und verunglimpfte ſeine eigene Kirche in der bekannten Schrift: „Theoduls Gaſtmahl." So war Friedrich Stolberg ſchon zum Uebertritt zur römiſchen Kirche entſchloſſen, als er ſich in ſeinem „Schreiben eines holſteiniſchen Kirchſpielvoigts über die neue Agende" (Hamburg, 1798.) noch als heftiger Eiferer für die Reinheit des evangeliſchen Glaubens ſtellte. So ſtand Hr. von Haller mit dem katholiſchen Biſchoffe von Freiburg ſchon in Unterhandlungen wegen ſeines Uebertritts, als er den 4ten Band ſeiner Reſtauration der Staatswiſſenſchaft ſchrieb, welche nichts anders iſt als eine Lobrede auf die römiſche Hierarchie. Er ſagt ſelbſt*), daß er gehofft habe, dieſer vierte Band würde eine größere Wirkung (auf die Evangeliſchen) haben, wenn

*) S. 12. ſeiner Schrift: Schreiben des Hn. Carl Ludw. von Haller an ſeine Familie. Aus dem Franzöſ. Luzern, 1821. 8. Eine treffliche Abfertigung dieſes Schreibens enthält: „Der Uebertritt des Hn. von Haller zur katholiſchen Kirche, beleuchtet von D. G. G. Tzſchirner. Lpz. 1821. 8.

er ſcheinbar aus der Feder eines Proteſtanten gefloſſen ſey. Er ſagt ferner S. 13, daß der gleichfalls katholiſch gewordene Prinz Adolph von Mecklenburg-Schwerin ihn verſichert habe, daß er heimlich katholiſch seyn, und von der öffentlichen Ausübung der katholiſchen Religion Diſpenſation erhalten könne, und daß es viele dergleichen unter den Proteſtanten gebe. Er rühmt endlich S. 17, daß ihm bei ſeinem Uebertritt eine gleiche Diſpenſation zu Theil geworden ſey, vermöge welcher er, immer noch für einen Proteſtanten geltend, Mitglied des Staatsraths zu Bern blieb, wo er ſich nicht ſcheute, den Dienſteid, der ihn zu Beſchützung des reformirten Glaubens verpflichtete, zu wiederholen, bis endlich, zu ſeinem größten Verdruſſe, ſeine Verkappung entdeckt und ans Licht gezogen wurde.

Die evangeliſche Kirche hat daher nicht nur mit den Angriffen äußerer Feinde, ſondern auch mit den Umtrieben falſcher Brüder in ihrer eigenen Mitte zu kämpfen. Daß aber dieſe Sache wichtiger iſt, als ſie einer oberflächlichen Anſicht erſcheint, zeigt die ſchon berührte politiſche Bedeutung, welche die Jeſuiten und die von jeſuitiſchem Geiſte beſeelten Schriftſteller, der römiſchen und evangeliſchen Kirche zu geben verſuchen. Die Jeſuiten nämlich waren immer geſchäftig, die revolutionären Bewegungen unter den Völkern ſeit 1789 als eine Folge der Reformation und der freien Erforſchung der Wahrheit darzuſtellen, und dagegen die katholiſche Prieſterſchaft, beſonders aber den Orden der Jeſuiten und den Einfluß derſelben auf die Erziehung als die ſicherſte Stütze der Thronen zu preiſen. So grundlos und geſchichtswidrig auch dieſe Behauptung iſt, ſo eifrig und unabläſſig hat man ſie

doch wiederholt. In einer im Jahre 1814 dem jetzigen Könige von Frankreich zugeeigneten Schrift, deren Verfaſſer ſich ein Mitglied des engliſchen Parlaments nennt, aber den Jeſuiten verräth (Lettres et pensées d'Atticus), heißt es ausdrücklich: „es iſt unmöglich „Gerechtigkeit, Tugend und Moral zu gründen ohne „das Tribunal der Buße (pénitence), welches aus- „ſchließend den Römiſch-katholiſchen eigen iſt. Es iſt „unmöglich, irgend ein dauerndes oder vortheilhaftes „Regierungsſyſtem zu gründen, wenn es nicht auf die „römiſch-katholiſche Religion geſtützt iſt.“ Dieſelbe Stimme erſcholl in Deutſchland vielfältig, namentlich von den Convertiten, und es war beſonders der Herr von Haller, welcher in ſeiner Reſtauration der Staatswiſſenſchaft als verkappter Katholik jene Behauptung wiſſenſchaftlich durchzuführen verſuchte. In den Aretiniſchen Händeln unter Napoleon, und in mehreren Schriften, die beim Reformationsjubiläum (1817) erſchienen, machte man der Reformation gleichfalls den Vorwurf, daß ſie zu Revolutionen führe. Eben ſo iſt es unbezweifelt, daß die Wiederherſtellung der Jeſuiten und ihre willige Aufnahme in manchen Ländern durch die Hoffnung motivirt wurde, daß dieſer Orden „die Bande der Liebe und des Gehorſams welche die Unterthanen mit ihrem Könige verbinden, enger knüpfen, und Eintracht unter den Bürgern, Ruhe und Sicherheit im Lande befördern werde“; wie ein päpſtliches Schreiben an den jetzigen König von Spanien ſich ausdrückte.

Sonderbare Verblendung! — Die evangeliſche Kirche macht ihren Landesherrn zum oberſten Biſchoff und gehorcht ihm; die katholiſche hat einen auswärtigen Souverain zu ihrem Oberhaupte. Jene hat eine ar-

me Geiſtlichkeit, ohne politiſchen Einfluß und ganz vom Staate abhängig; dieſe eine reiche, politiſch bedeutende, unter römiſcher Gerichtsbarkeit ſtehende Prieſterſchaft, welche dem Papſte Gehorſam (veram obedientiam) ſchwören muß. Die evangeliſche Geiſtlichkeit hat nie einen Fürſten in den Bann gethan, nie die Unterthanen des Eides der Treue gegen ihren Landesherrn zu entbinden verſucht, nie ſich in Oppoſition geſetzt gegen ihre rechtmäßigen Fürſten; während auf der andern Seite deutſche Kaiſer in Folge päpſtlicher Bannflüche baarfuß Buße thun mußten, andere Thron und Leben verloren, der Kampf der Prieſtermacht mit der weltlichen bis zur Reformation faſt alle Staaten erſchütterte und zerrüttete, und die Jeſuiten in Portugal der Verſchwörung gegen den König, und in Paraguay der Gründung einer geiſtlichen Republik ſchuldig befunden wurden. Kein proteſtantiſcher Moraliſt hat je gelehrt, daß es erlaubt ſey, ein gekröntes Haupt zu ermorden, und daß alles erlaubt ſey, wenn es nur zum Nutzen der Kirche gereiche, während die Jeſuiten dieſer verderblichen Lehren überwieſen worden ſind. Die angeblich von dem Gifte revolutionärer Aufklärung durchdrungenen evangeliſchen Völker und Länder, haben in den letzten dreißig Jahren unveränderlich treu und ruhig bei ihren Fürſten geſtanden, ohne daß eine gewaltige Prieſterſchaft, eine Inquiſition des Glaubens, eine jeſuitiſche Erziehung ſie in Zaum gehalten und die Thronen ihrer Fürſten bewacht hätte. Dagegen wogte in dem katholiſchen Frankreich eine Revolution auf, welche einen der gütigſten Könige aufs Blutgerüſt führte, und die Prieſtermacht, die ſo kräftig ſchützen ſoll, zerbrach, wie der Sturmwind leichte Halme zerknickt; dagegen brach in dem prieſterreichen

und durch Jeſuiten und Inquiſition ſtreng bewachten Spanien eine Revolution aus, die den Thron nicht geringen Gefahren ausſetzte und noch jetzt nicht beendigt iſt. Und während dieſe Beiſpiele für die evangeliſchen Völker verloren blieben, folgten ihnen das ſtreng-katholiſche Portugal, und das von dem Sitze der römiſchen Prieſtermacht überſchattete Italien.

Und doch wagt man es immer noch das ſchuldloſe Licht des Proteſtantismus zu verdächtigen? Doch preiſet man immer noch die römiſche Hierarchie und jeſuitiſche Schulen als das ſicherſte Schutzmittel gegen Revolutionen? Sind denn die Begebenheiten der neueſten Zeit und die gefährlichen Kämpfe mit der römiſchen Prieſtermacht vor der Reformation, rein vergeſſen?

Wenn aber dieſer Erfahrungen ohnerachtet ſich jenes grundloſe Vorurtheil gegen die evangeliſche Kirche nicht nur erhält, ſondern ſelbſt weiter verbreitet; wenn ſo offenbare Thatſachen nicht genügen, um die Ungefährlichkeit unſerer Kirche und ihrer beſſern Bildung zu erweiſen; ſo iſt es wol an der Zeit, daß wir die Wirkung ſolcher Verunglimpfung auf die höhern und höchſten Stände nicht gleichgültig betrachten, ſondern ihr durch erlaubte Mittel entgegentreten. Aber noch mehr iſt es an der Zeit, daß die gebildeten Proteſtanten, denen das errungene Licht und die Freiheit der Gewiſſen theuer iſt, die Kaltſinnigkeit ablegen, mit welcher ſo viele unter ihnen ihre eigene Kirche betrachten und behandlen. Wenn wir in unſerm Innern, wie unſere Vorfahren, einig und kraftvoll ſind, ſo wird die evangeliſche Kirche nichts zu befahren haben. Aber wenn zu jenen Angriffen von außen noch unſere eigne Lauigkeit hinzukommt, wenn man bei uns die kirchli-

chen Anſtalten verfallen läßt; wenn man dem Stande der Lehrer nicht aufhilft, und aus thörichter Furcht vor einer Hierarchie die großen Mängel unſerer Kirchenverfaſſung nicht verbeſſert; wenn die gebildeten und höhern Stände der Kirche gleichgültig abgewendet bleiben: ſo kann es allerdings geſchehen, daß die evangeliſche Kirche an Zahl und Macht bedeutend vermindert wird, und die höhern Stände immer mehr zur römiſchen hinübergezogen werden.

Dieſes Letztere iſt um ſo leichter, da neuerlich in den Ländern evangeliſcher Fürſten katholiſche Biſthümer und Erzbiſthümer errichtet worden ſind. Gegen die Sache ſelbſt iſt gar nichts zu ſagen. Denn die katholiſchen Unterthanen ſolcher Fürſten bedürfen nach ihrer Kirchen-Verfaſſung der Biſchöffe. Aber daß dieſe Biſchöffe ſo anſehnliche Gehalte beziehen, als nie evangeliſchen Geiſtlichen in den höchſten Stellen zu Theil geworden ſind, daß ſie einen Rang bekommen, der ſie den erſten und regierenden Familien weit näher ſtellt, als ihnen irgend ein evangeliſcher Geiſtlicher ſteht; daß die ihnen zugegebenen Domkapitel eine verführeriſche Lockſpeiſe für arme adeliche Familien ſind; dieß iſt eine andere Sache. Die Leitſtangen ſind dadurch gelegt, durch welche die jeſuitiſchen Verunglimpfungen unſerer Kirche und der feindſelige Geiſt einer angeſehenen Prieſterſchaft zu den erſten Geſchlechtern der Evangeliſchen ſehr leicht hinüber geleitet werden könnte.

Wäre denn aber, kann man fragen, etwas verloren, wenn dieſes geſchähe?

Es ließen ſich dann zwey Fälle als möglich denken: entweder würden die höhern Stände allein allmählig für die römiſche Kirche gewonnen, und das

Volk bliebe evangeliſch; oder das Volk folgte mit der Zeit auch nach. — Träte der erſte Fall ein, und blieb das Volk, wie nach allen Erfahrungen überwiegend wahrſcheinlich iſt, zurück; ſo würde eine der traurigſten Spaltungen entſtehen zwiſchen den Edlen und dem Volke. Die innige Eintracht und das feſte Vertrauen, das beide verbinden ſoll, würde verſchwinden, und das Volk nur deſto feſter auf ſeinen Glauben halten, je mehr er in Gefahr käme. Da nun die Grundſätze der römiſchen Kirche, und ihr Glaubensbekenntniß es jedem Mitgliede derſelben zur Pflicht machen, auch ſeine Untergebenen zum römiſchen Glauben, außer welchem kein Heil ſey, zu führen; da bei den Neubekehrten das Streben, dieſe Pflicht zu erfüllen, ſich faſt ohne Ausnahme kund gegeben hat; ſo würden die höhern Stände unausbleiblich ihren Einfluß anwenden müſſen, um auch das Volk hinüber zu ziehen. Wer aber nur einige Blätter in der Religionsgeſchichte geleſen hat, der weiß auch, daß ein ſolcher Verſuch die unverſiegbare Quelle bürgerlicher Unruhen und Zerrüttungen werden müßte. Dann könnte in Wahrheit den Bekennern des Evangeliums eine revolutionäre Richtung gewaltſam aufgedrungen werden.

Sollte aber der andere Fall wirklich werden, und das Volk den höhern Ständen nachfolgen; ſo wäre zwar von dieſer Gefahr nichts zu fürchten; aber die Auflöſung der evangeliſchen Kirchen müßte für die Religion ſelbſt und für den Staat noch größere Uebel herbeiführen, als im erſtern Falle entſtehen könnten.

Wenn die römiſche Hierarchie mit ihren Anſprüchen auf Herrſchaft über die Fürſten ſeit 300 Jahren zurückgetreten iſt, und ſie, wenn auch nicht aufgegeben

(denn ſie gibt nichts auf), doch wenigſtens nicht ausgeübt hat; ſo iſt dieſes vor allem der Reformation zuzuſchreiben, welche die Richtigkeit jener Ausſprüche nicht nur für die Staatsmänner, ſondern auch **für die Völker** darthat. Das Letztere war die Hauptſache. Die Staatsmänner verwarfen längſt vor der Reformation den römiſchen Uebermuth, und doch mußten ſie ihn tragen, ſich ihm unterwerfen, weil der römiſche Hof in den von Prieſtern geleiteten Völkern eine furchtbare Macht fand, durch welche er Fürſten und Staatsmänner zum Gehorſam zu nöthigen wußte. Hörte die evangeliſche Kirche jemals gänzlich in der Mitte Europa's auf; kämen die Völker wieder unter den Zwang der Ohrenbeichte und unter die Furcht vor dem geiſtlichen Banne; würden ſie durch jeſuitiſche Lehrer mit allen Vorurtheilen von der göttlichen Hoheit der Prieſtergewalt erfüllt: ſo würde die Hierarchie bald alle Theorien der Rechtsgelehrten und alle Deductionen der Politiker, im Beſitz der Gewalt über die Völker, verachten können, und die Politiker würden zu ſpät zu dem Glauben kommen, daß der Gehorſam evangeliſch aufgeklärter Unterthanen weit zuverläſſiger iſt als der Gehorſam derer, welche gelehrt ſind, die Macht der Prieſter zunächſt nach der Macht Gottes zu ſetzen, und den Schein der Tonſur mehr zu verehren als den Glanz der Krone.

Doch wichtiger wäre die Maſſe von Licht und evangeliſcher Erkenntniß, welche mit der evangeliſchen Kirche verſchwinden müßte. Wie? — es ſollte kein Verluſt ſeyn, unter die ſtrenge Vormundſchaft einer Prieſterſchaft zu kommen, die vorſchreibt, was die Gläubigen eſſen und trinken, leſen und reden, denken und ſchreiben, glauben und behaupten ſollen; die

durch die Ohrenbeichte alle Geheimniſſe erſpäht, und aller Gewiſſensſchwächen furchtbarer Herr wird; die eine Menge von Vorurtheilen und Wahnbegriffen, von denen ſich die Menſchheit ſo mühſam losgerungen hat, als heilige Wahrheiten feſthält und den Verſtand ihrer Untergebenen damit verdüſtert; die alle Wiſſenſchaften unter die Obhut ihres Intereſſes oder ihrer Kurzſichtigkeit nimmt; die einen Galiläi in Ketten ſchmachten ließ, weil er die Herrlichkeit der Werke Gottes begriff, die nur erſt im vorigen Jahre erlaubte, das kopernikaniſche Weltſyſtem lehren zu dürfen; die eine Glaubensinquiſition für Beruf und Pflicht hält, und, wo ſie die Macht hatte, durch das Ungeheuer der Inquiſition ihren Zwecken viele Tauſende unſchuldiger Opfer ſchlachtete; die die Moral durch Ablaß, Gelübde, Meßopfer, Wallfahrten, willkührliche Büßungen, naturwidrige Enthaltſamkeit entweder verderbt oder doch unwirkſam macht; die endlich Orden in ſich enthält, die noch in allen Ländern, wo man ſie aufgenommen hat, unermeßliche Reichthümer und eine dem Staate gefährliche Macht zu erringen wußten? — Wer dieſes nicht begreift oder nicht zu würdigen weiß, der leſe die Geſchichte vor und nach der Reformation, und bedenke, daß nach dem Verſchwinden der evangeliſchen Kirche ſich alles zu dem alten Zuſtande vor der Reformation hinneigen, und der Staat wieder mit allen den unermeßlichen Nachtheilen einer mißgeleiteten Religioſität zu kämpfen haben würde, die ihn vor der Reformation ſo hart drückten.

„Aber, — ſagt man vielleicht, — die Unkirchlichkeit, die bei den Evangeliſchen gefunden wird, iſt ein viel größeres Uebel als die Feſſeln einer römiſchen Hierarchie. Dieſe iſt daher jener immer vorzuziehen,

denn ſie erhält doch noch Religioſität, während die Unkirchlichkeit bei den Evangeliſchen alle Religion vernichten wird.“

So denken wirklich manche, und werfen ſich darum in blinder Angſt der Hierarchie in die Arme. Aber ſie ſind in einem groben Irrthume befangen. Im Gegentheile iſt eben die römiſche Hierarchie die Mutter der Unkirchlichkeit, und ihre volle Herrſchaft würde die Unkirchlichkeit ſo ſehr erhöhen, daß dadurch dem Chriſtenthume ſelbſt und aller Religioſität, und mit ihr den chriſtlichen Staaten die weſentlichſten Gefahren erwachſen müßten.

Wer dieſes unglaublich finden ſollte, der leſe die folgende Unterſuchung über die Quellen der Unkirchlichkeit, und überzeuge ſich, daß ſie in eben dieſer Beſchaffenheit der römiſchen Hierarchie liegen. Denn bis zu den erſten Quellen dieſer Erſcheinung muß man zurückgehen, wenn man ſie verſtehen und ihr wirkſam begegnen will. Deßhalb blieb ſo vieles, was man zeither gerathen, verſucht hat, ohne Wirkung, weil man zu oft die Natur und den Urſprung des Uebels verkannte.

---

§. 3.

Urſachen, von denen man die entſtandene Gleichgültigkeit gegen die Kirche gewöhnlich ableitet.

Kaum dürfte es nöthig ſcheinen, über die Entſtehung der Unkirchlichkeit unter den deutſchen Proteſtanten noch eine Unterſuchung anzuſtellen, da man uns

ohne Unterlaß eine Menge von Urſachen nennt, welche ſie hervorgebracht haben ſollen.

Hören wir eine gewiſſe Parthei unſrer Kirche, ſo liegt der Hauptgrund der Unkirchlichkeit in den Dienern der Kirche ſelbſt, weil ſie Luther's theologiſchem Syſteme und dem Lehrbegriffe der ſymboliſchen Bücher vielfach ungetreu geworden ſeyen. Man rühmt es, daß im 17ten Jahrhundert, wo die gelehrte Theologie mit den ſymboliſchen Büchern alle gelehrte Forſchungen für immer geſchloſſen zu haben ſchien, und in Schulen und Kirchen einerley Anſichten vorgetragen wurden, auch die Kirchlichkeit unter den deutſchen Proteſtanten in ſchönſter Blüthe geſtanden habe. Dieſes habe fortgedauert bis zu Semler's und Erneſti's Zeiten, oder bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Von da an habe in der gelehrten Theologie eine Revolution begonnen, welche zahllose Verſchiedenheit der Lehre zur Verwirrung der Laien hervorgebracht, Unglauben und Zweifelſucht unter allen Ständen verbreitet, die Kraft der evangeliſchen Glaubenslehren überall, ſelbſt in den Gemüthern der Geiſtlichen geſchwächt, Indifferentismus in der Religion erzeugt, und die Grundfeſten der Kirchlichkeit erſchüttert und zertrümmert habe.

Was die Blüthe der Kirchlichkeit im 17ten und auch noch im Anfange des 18ten Jahundverts betrifft; ſo wird ſie niemand leugnen wollen. Aber ein Anders iſt es, ob man ſie aus den damaligen dogmatiſchen Anſichten und der von Gerhard bis Buddeus und Baumgarten fortgehenden Gleichartigkeit der Lehre abzuleiten habe. Daß beides der Zeit nach zuſammentraf, berechtigt uns noch nicht, das

Eine für die Urſache des Andern zu halten. Schon der im Jahre 1648 beſchloſſene dreißigjährige Krieg könnte die ſtrengere Kirchlichkeit der zweiten Hälfte des 17ten und der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts erklären. Denn daß man nach einem ſo langen und gefahrvollen Kampfe für die Exiſtenz der Kirche, auf das blutig errungene Gut des freien kirchlichen Lebens einen ſehr hohen Werth legte, und daß die Wirkung davon über ein halbes Jahrhundert nachhalten konnte, iſt ſo ſehr in der Ordnung, daß man es gar nicht anders erwarten kann. Dabei kann man immer zugeben, daß das damals herrſchende theologiſche Syſtem die Wirkung jener Umſtände verſtärkte. Man denke nur an die Vorſtellungen von dem Verdienſtlichen des Kirchengehens vor Gott, von der Wirkſamkeit der Abſolution im Beichtſtuhle zur Vergebung der Sünde, von den übernatürlichen und myſtiſchen Wirkungen des Abendmahls, von der objectiven Kraft des Gebeths bei Gott, von den Verſuchungen des Satans und der Kraft des göttlichen Worts dagegen, von der Verdammniß aller, die von den Fundamenten des Glaubens abweichen würden; — und man wird ſich leicht erklären können, wie dadurch wenigſtens die äußere Hochachtung gegen Kirche und der Gebrauch ihrer Inſtitutionen befördert werden mußte. Von welcher Beſchaffenheit aber dieſe Kirchlichkeit war, das lehren uns des frommen Speners, und aller derer, die man damals mit dem Namen der Pietiſten belegte, laute Klagen; das zeigen ihre Bemühungen, die Kirchlichkeit frömmer zu machen, und ſie auf haltbarerem Grunde zu erbauen. Man fühlte es, und Spener und Andre machten es Tauſenden fühlbar, daß die Art, wie damals

die lutheriſchen Theologen das religiöſe Leben zu begründen ſuchten, nicht die rechte ſey, und daß die Kirche in ihrer damaligen dogmatiſch-polemiſchen Geſtalt das Gemüth weder befriedige, noch heilige, noch erhebe.

Die Veränderungen in der gelehrten Theologie aber, deren Eintritt man mit Semler's und Erneſti's Zeit bezeichnet, waren früher ſchon längſt in den Streitigkeiten mit den Socinianern und Arminianern, waren durch Calixt, Becker, Thomaſius, ja durch den ganzen Gang der Cultur und der Wiſſenſchaften ſo vorbereitet worden, daß ſie mit einer unabwendbaren Nothwendigkeit eintraten. Was aber den Einfluß dieſer Veränderungen auf die Erzeugung der Unkirchlichkeit betrifft; ſo dürfte es unmöglich ſeyn, ihn nachzuweiſen. Denn verachtete etwa die neuere Schule der Theologen ſeit Semler's Zeiten das Chriſtenthum? Bildete ſie Spötter und Verächter des geiſtlichen Standes, der öffentlichen Gottesverehrung, des Abendmahls und der Religionslehre der Bibel? Nahm das Volk, nahmen Bürger, Kaufleute, Gelehrte, der Adel Antheil an den Forſchungen, mit denen ſich ſeit funfzig Jahren die gelehrte Theologie beſchäftigte? Laſen ſie die gelehrten Streitſchriften der Theologen? Alles dieſes mögte ſich ſchwerlich nachweiſen laſſen. Wir haben vielmehr unter dieſen Theologen der neueren Schule Männer genug, die nicht nur den Werth der Kirchlichkeit eifrig und geſchickt vertheidigten, ſondern auch weſentlich dazu beitrugen, ſie zu befördern.

Die Hauptſache aber, wodurch jene unbillige Anklage der neuern Theologie vollſtändig widerlegt wird,

iſt die hiſtoriſch gewiſſe Erſcheinung, daß die Unkirchlichkeit ſchon begonnen hatte, als die Theologie anfing ihre Geſtalt zu ändern, und daß es die Angriffe der Unkirchlichkeit ſelbſt waren, welche dieſe Veränderungen nothwendig machten und weiter führten. Die neuere Schule der Theologie kann man nicht weiter zurück datiren, als höchſtens auf das Jahr 1750. Aber Friedrich der Große, von dem man ſagt, daß er als Regent ſeine Kirche nie beſucht habe, kam ſchon 1740 zur Regierung, und im folgenden Jahre war Voltaire zu Berlin. Schon im Jahre 1733 hatte Joh. Ilive in England eine Stiftung für jährliche Predigten wider das Chriſtenthum gemacht. Und haben nicht die zahlreichen Gegner der chriſtlichen Kirche und Religion, die in England und Frankreich auftraten, haben nicht die Collins, Toland, Tindal, Coward, Chubb, Woolſton, Hobbes, die Bayle, Helvetius, de la Mettrie, Voltaire und Andre ſchon vor der Periode der neuern Theologie des proteſtantiſchen Deutſchlands geſchrieben *)? Waren ſie es nicht, welche die Kirche, die kirchliche Dogmatik, den Stand der Geiſtlichen, und das Eigenthümliche des Chriſtenthums ſelbſt mit

*) Herbert von Cherbury und Thom. Hobbes lebten noch im 17ten Jahrhundert. — Toland ſchrieb vom Jahre 1691 an, Collins von 1700, Tindal von 1706, Woolſton von 1727, Chubb von 1738, Paſſerano von 1730 an. Morgan's moral philosopher erſchien ſchon 1737 deutſch überſetzt. Voltaire war ſchon 1695 geboren, und ſeine antichriſtlichen Schriften fallen meiſtens vor 1750, die lettres sur la religion essentielle erſchienen ſchon 1728. De la Mettrie ſchrieb ſeine ſchlimmſten Schriften von 1745—49.

allen Waffen des Witzes, des Spottes, der Verdrehung und auch der Gelehrſamkeit und des Scharfſinns aufs heftigſte angriffen? Waren etwa ihre Schriften und Meinungen in Deutſchland unbekannt geblieben? Las man ſie nicht vielmehr im Original und in Ueberſetzungen? — Wenn alſo ſchon vor der neuern Theologie eine große Anzahl erbitterter, witziger und zum Theile gelehrter Gegner der ältern kirchlichen Theologie und des Chriſtenthums überhaupt aufſtanden, wie kann man glauben, daß die neuere Theologie die Unkirchlichkeit erſt erzeugt habe? War es nicht im Gegentheile die neuere Theologie, welche mit dieſen Verächtern und Spöttern der Kirche und Religion den ernſthafteſten Kampf begann?

Andere haben die Prediger angeklagt. „Die „Prediger, ſagten ſie, haben nur zu oft einer menſch„lichen Weisheit gehuldigt, die von Chriſto nichts wiſ„ſen wollte; ſie haben ſtatt des Chriſtenthums Philo„ſophie, ſtatt des Glaubens und der evangeliſchen „Geſchichte unſers göttlichen Meiſters Politik und trock„ne Moral gepredigt; ſie haben Naturpredigten, Acker„predigten, Geſundheitspredigten, Blatternpredigten, „pſychologiſche Predigten gehalten. Solches mag das „Volk nicht hören, und darum verläuft es ſich. Da„her die Kirchenſcheu, daher die Verbreitung der Un„kirchlichkeit unter dem Volke.“

Dieſe Anklage iſt nicht ungegründet. Die Prediger unſrer Kirche ließen ſich allerdings, beſonders gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, auf ein fremdes Gebieth treiben; aber es waren immer nur wenige, die ſich einer ſolchen Verirrung ſchuldig machten; der größte Theil blieb ſeinem religiöſen Berufe getreu. Und wie hätte aus ſolchem Stoffe der öffentlichen Re-

ligionsvorträge eine ſo große und allgemeine Wirkung hervorgehen mögen? Waren etwa dieſe Gegenſtände gegen die Religion? Mußte ſich nicht die ganze Wirkung dieſer Verirrung darauf beſchränken, daß die Kirchen ſolcher Prediger weniger beſucht wurden? Erklärt ſich aber daraus die allgemeine Kirchenſcheu, welche alle Prediger ohne Unterſchied in größern Städten erfuhren, und die Gleichgültigkeit gegen die Kirche überhaupt? War dieſe nicht ſchon weit früher vorhanden, — auch in ſolchen Gemeinden, wo man nur das Religiöſe predigte? — Im Gegentheil war dieſe Verirrung mancher Prediger nicht die Urſache, ſondern die Wirkung der ſich auffallend äußernden Unkirchlichkeit. Die Prediger fanden, daß die religiöſen Triebfedern, welche früher die Laien zur Kirche zogen, unwirkſam geworden waren; darum ließen ſie ſich verleiten, das Intereſſe, das die Religion ihren Vorträgen geben ſoll, außerhalb der Religion zu ſuchen, in der verzeihlichen, aber vergeblichen Hoffnung, ihre leer werdenden Kirchen dadurch wieder zu füllen.

„Aber haben nicht die Prediger ſelbſt die Unkirch„lichkeit dadurch befördert, daß ſie die wechſelnden „Lehrmeinungen der Schulen häufig auf die Kanzel „brachten, die Gemeinden an einer oberflächlichen Auf„klärung Antheil nehmen ließen, und durch den Ein„fluß der Vernünftelei und des Zweifels den Kirchen„glauben und die Kirchlichkeit ſelbſt untergruben?"

Wahr iſt es, daß die Veränderungen in der gelehrten Theologie auf Predigten, Erbauungsbücher und religiöſe Volksſchriften großen Einfluß gehabt, und daß manche Religionslehrer ſelbſt daran geholfen haben, das Gebäude des alten Glaubens einzureißen. Aber auch dieſe Erſcheinung iſt keine Urſache ſon

dern erſt eine Folge der unter den Laien ſchon vorhandenen Unkirchlichkeit. Wenn der Prediger, dem es mit einer wirkſamen Amtsführung Ernſt war, hörte, wie man die im Geiſte der kirchlichen Dogmatik gearbeiteten Vorträge für „Salbadereien," und die Eiferer für den alten Glauben für „Zionswächter" erklärte; wenn er ſah, welcher Spott von allen Seiten über die ausgegoſſen wurde, welche auf ſtrenge Kirchlichkeit drangen; wenn er begriff, daß Vorſtellungen und Anſichten der ältern Zeit keine Wirkung mehr haben könnten, weil ein großer Theil derer, die er erbauen ſollte, dieſe Anſichten längſt aufgegeben hatte; wenn er durch freigeiſteriſche Schriften, durch Romane, Gedichte, Flugblätter und durch Beiſpiele und Urtheile der gebildetern und höhern Stände dasjenige, worauf ſonſt die Kirchlichkeit beruhete, angegriffen, und bei einem großen Theile ſeiner Gemeinde zerſtört ſah: ſo war es wohl natürlich, daß er das, was zur Erbauung ſo Vieler untauglich geworden war, ſtillſchweigend beiſeite ſetzte, in ſeinen Vorträgen wenigſtens das Weſentliche der bibliſchen Lehre zu retten ſuchte, und ſich auch bisweilen auf die in ſeiner Gemeinde umlaufenden unkirchlichen Anſichten einlaſſen mußte. Und brachten nicht Viele die neuern Anſichten der Theologie in der Abſicht auf die Kanzel, um die Zweifler, die Andersdenkenden zu gewinnen, und beim kirchlichen Vereine zu erhalten? — Es mag hier unerörtert bleiben, ob ſie daran recht thaten; aber es iſt doch auch hier offenbar, daß ihr Benehmen nicht vor die Entſtehung der Unkirchlichkeit, ſondern mitten in dieſelbe hinein fiel, und alſo nicht Urſache ſondern Folge derſelben war, obgleich nicht geläugnet werden mag, daß ſie dieſelbe dadurch verbreiten halfen.

Eben ſo grundlos war es, wenn Andre mit Jenen im Widerſpruch behaupteten: „Darum werden „eure Kirchen allmählich leer, ihr Lehrer der Kirche, „weil ihr nicht mit der Zeit fortſchreitet, weil eure „Dogmatik, eure Liturgie der Aufklärung, welche das „Zeitalter gewonnen hat, nicht mehr zuſagt, weil ihr „gebildete Gemüther nicht befriedigt. Ihr hängt zu „ſteif am Alten. Wer kann es ertragen, euch in „langweiligem Vortrage Spruch an Spruch reihen, „eure Compendien-Dogmatik, und eure erbaulichen „Anwendungen von Lehren und Anſichten, die man „längſt für unhaltbar erkannt hat, vortragen zu hö„ren? Warum ſteigt ihr nicht hinab in die Tiefen der „allgemeinen Religion, in das unermeßliche Feld der „Moral, der menſchlichen Tugenden, Laſter und Ver„hältniſſe? — Und wie mögt ihr verlangen, daß eure „einförmige dem Zeitgeiſte nicht entſprechende Liturgie, „eure zum Theile ungenießbaren Geſangbücher uns an„ziehen ſollen? — Prediget, wie wir es gerne „hören, und wir werden in euern Tempeln „nicht fehlen!"

Auch hierin liegt etwas Wahres. Nachdem ſich nämlich die Anſichten und der Geſchmack der Gemeinden geändert hatten, ſo konnten Predigten in altem Geſchmacke, Geſangbücher und Liturgien aus alter Zeit nicht mehr gleichen Beifall finden. Aber wie will man darin nur immer eine Urſache der Unkirchlichkeit ſehen? Haben nicht die Predigten ſeit 60 Jahren eine durchaus andere Geſtalt gewonnen, und in Inhalt, Ton und Methode der beſſern Bildung der Zeit gehuldigt? Hat man nicht während derſelben Zeit Geſangbücher, Geſang und Liturgie raſtlos verbeſſert? Und hat nicht unſre Liturgie, wenn ſie auch noch mancher Verbeſſe-

rung fähig und bedürftig iſt, dennoch das Weſen jeder religiöſen Uebung: Rede, Geſang, Gebeth? — Wen dieſes nicht anſpricht, dem fehlt es an Fähigkeit zur Erbauung überhaupt. Die Behauptung alſo, „daß die nicht mit der Zeit fortgeſchrittene Beſchaffenheit des dogmatiſchen und liturgiſchen Elements unſrer Gottesverehrung" die Quelle der Unkirchlichkeit ſey, iſt ungegründet. Als das Uebel begonnen hatte, und ſchon anfing Aufmerkſamkeit zu erregen, da erſt ſuchte man durch Predigt und Liturgie zu helfen; und verbeſſerte, veränderte ſo viel, daß man ſelbſt dem Vorwurfe nicht entgehen konnte, dem Zeitgeiſte zu viel gehuldigt zu haben. Wenigſtens konnte dadurch der kirchliche Geiſt der frühern Jahrhunderte nicht zum Wiedererſcheinen beſchworen werden, weil er durch ganz andere Dinge vertrieben worden war. Darum täuſchte auch das durch die Verheißung eines fleißigern Communicirens motivirte Andringen der ſtädtiſchen Laien um Abſchaffung der Privatbeichte und Einführung der öffentlichen die Erwartung. Man löſete nur ein altes wohlthätiges Band zwiſchen Pfarrer und Gemeinde auf, ohne die Zahl der Communicanten zu vermehren.

„Aber trägt nicht der Stand der Prediger ſelbſt „dadurch die Schuld der Unkirchlichkeit, daß er ſich in „den Wiſſenſchaften vernachläſſigte, ſich keine gründ„liche Gelehrſamkeit erwarb, mit der Zeit nicht fort„ging, ſich im Predigen auf der Linie der Mittelmäßig„keit hielt, oder ſelbſt weit unter ihr blieb, und ſich „in Kleidung, Sitten, Gebräuchen, Vergnügungen „der Welt gleich ſetzte? — Verlor er nicht dadurch „ſeine alte Heiligkeit beim Volke, ſein Anſehen bei den „höhern Ständen? hat nicht dieſer Stand eine große

„Menge mittelmäßiger und ſchlechter Subjecte, die „bei gebildeten Gemeinden den Stand und mit ihm „die Kirche und den Kultus in Verachtung brin„gen mußten?“

Auch dieſen Vorwurf hat man zur Erklärung der Gleichgültigkeit gegen die Kirche, ihre Diener und den Kultus, nicht ſelten vorgebracht.

Was den Mangel eigentlicher Gelehrſamkeit und des Fortſchreitens in derſelben betrifft; ſo kann man gern zugeſtehen, daß die Geiſtlichen in der Regel keine eigentlichen Gelehrten ſind. Dieſes waren ſie aber eben ſo wenig in den Zeiten, wo die Kirchlichkeit blühte; ja damals noch weniger als jetzt. Und wie ſollten ſie auch Gelehrte werden! Haben ſie Geld, Bibliotheken, Gelegenheit dazu? Treibt ſie, beſonders die Pfarrer auf dem Lande, das Weſen ihres Berufs zur Gelehrſamkeit? Haben ſie Ausſichten, daß ihnen die bürgerliche Geſellſchaft gelehrte Anſtrengungen vergelten, ja nur verdanken werde? Und dennoch hat unſre Zeit unter dem Stande der practiſchen Religionslehrer eine Menge geachteter Schriftſteller und gelehrter Männer, ſo daß ſie ſich in dieſer Hinſicht kühn mit der vorigen Zeit meſſen kann. Wer alte Prediger gekannt, und über ihre Studien hat ſprechen hören, der weiß es wohl, wie wenige unter ihnen eine eigentliche wiſſenſchaftliche Bildung hatten.

Auch kann man gern zugeben, daß der größte Theil der Prediger keine eigentlichen, geſchweige denn große Redner ſind. Dergleichen waren zu allen Zeiten ſelten; wie ſollte man ihrer in jeder Stadt und jedem Dorfe haben? Wer Talent zu Großem hat, wird meiſtens etwas anderes als ein Pfarrer. Auch iſt es thöricht, von einem Stande, der einen in der Re-

gel ſpärlichen Lohn hat, und durch keine äußerliche Ehre gehoben wird, große Gelehrte, Redner, oder ſonſt wichtige Talente zu fordern. Dieſer ungünſtigen Umſtände ohnerachtet hat aber dennoch das Predigtweſen in dem proteſtantiſchen Deutſchlande ſeit 60 Jahren unendlich gewonnen; die Predigerliteratur vor dem Jahre 1750 hält mit der unſrigen in keiner Rückſicht eine Vergleichung aus, und es fanden ſich wohl nie eine ſo große Anzahl geiſtvoller und wirklich großer geiſtlicher Redner als grade zu unſrer Zeit. Dennoch aber ſind mitten unter den Fortſchritten der geiſtlichen Beredſamkeit die Kirchen immer leerer geworden, während die langweiligſten Prediger der frühern Zeit volle Kirchen hatten. Der Grund, warum die geiſtliche Rede nicht mehr ſo begehrt und geachtet wird, wie ſonſt, muß alſo in einer tiefern und allgemeinern Urſache, in einer Veränderung liegen, welche mit den Hörern vorgegangen iſt. Wenn im Gegentheile an manchen Orten die Kirchen nicht leerer geworden ſind, als ſie es ſind, ſo dürfte dieſes in Wahrheit der Verbeſſerung des Predigtweſens zuzuſchreiben ſeyn, welches im Ganzen nicht ohne Erfolg, gegen die tiefer liegenden Urſachen der Kirchenſcheu gekämpft hat.

Daß aber einzelne Geiſtliche ſich in Kleidung und Sitten ungeiſtlich hielten, und der Würde ihres Amtes vergaben; daß unter ihnen mancher rohe, mancher, dem es an perſönlichem Anſtand, Würde und guter Lebensart fehlt, gefunden wird: das wird Niemand in Abrede ſtellen wollen. Dergleichen aber gab es vor hundert Jahren auch; dergleichen wurden zu allen Zeiten gefunden, und Niemand wird beweiſen können, daß es ihrer jetzt mehrere gebe; eher, daß ſie in den Zeiten der Kirchlichkeit zahlreicher waren. Die Er-

ſcheinung kann übrigens bei einem Stande nicht befremden, der in einem großen Theile ſeiner Amtsſtellen weder hinreichendes Brod noch bürgerliche Ehre gewährt, dem ſich daher nur wenige Jünglinge aus höhern und gebildeten Ständen widmen. Es iſt eine Seltenheit, wenn der Sohn eines Beamten, eines Rathes, eines Adlichen, eines reichen Privatmanns Theologie ſtudiert. Die Schuld fällt auf den Staat, der in dreihundert Jahren ſo gut als nichts gethan hat, um den geiſtlichen Stand zu heben. Für das Militär, die Beamten, die Künſtler, die Fabrikanten hat der Staat die Belohnungen immer geſteigert; aber welche Belohnungen werden ausgezeichneten Pfarrern zu Theil? Womit vergilt der Staat den nützlichen Fleiß in der geiſtlichen Seelſorge?

Wenn aber mancher Geiſtliche ſich in Geſellſchaft der Laien des ſchwarzen Kleides gern entſchlug; kam das nicht daher, weil der ſchwarze Rock unter ſo vielen Laien ſeine Würde verloren hatte, und ſchon ein Gegenſtand des Spottes geworden war? Oder wenn mancher Geiſtliche ſich der Welt mehr gleichſtellte und ſich gegen die Fehler der Geſellſchaft duldſamer zeigte, als er ſollte; kam dieß nicht daher, weil er an ſo manchem Beiſpiele ſah, daß der ernſtere, ſtrengere Geiſtliche für einen „hochmüthigen Pfaffen", oder „ſcheinheiligen Heuchler" erklärt, gehöhnt, geneckt und verfolgt wurde? — Auch hierin iſt nur eine Folge der ſchon vorhandenen Unkirchlichkeit zu ſehen.

Auf den geiſtlichen Stand mag daher die Schuld der Entſtehung dieſes Uebels auf keine Weiſe geſchoben werden. Und wie ließe es ſich auch denken, daß

er an der Zerſtörung des Werks, das er treibt, ſelbſt arbeiten ſollte? Höchſtens kann man Einzelnen zur Laſt legen, daß ſie das Uebel mit befördert haben. Aber ſeine Entſtehung und Verbreitung lag ganz außer dem Kreiſe der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit.

Andre ſuchten daher den Grund jenes Uebels in dem überwiegenden Einfluſſe der Sinnlichkeit, in dem ungeheuern Anwachſen der Sucht nach Genüſſen und Vergnügungen, in der aus Ueberreizung entſtandenen Schwäche und Entnervung des Zeitalters. Dadurch werde der Glaube unfruchtbar, und der Menſch unfähig für das ernſte religiöſe Leben; daraus habe ſich die Unfähigkeit, die Freuden der Religion zu genießen, völlige Gleichgültigkeit gegen die Kirche und ihre Anſtalten, und ein herrſchender Widerwille entwickelt, ſich den Einwirkungen der Religion hinzugeben, um nicht in der Ruhe des ſinnlichen, üppigen Lebens geſtört zu werden. — Sonach wäre es alſo ein moraliſches Verderben, eine ſeit 50 bis 60 Jahren entwickelte Präpotenz der Sinnlichkeit, was die Unkirchlichkeit zur Folge gehabt hätte, und das einzige Mittel, die Menſchen wieder für das Reich Gottes und die Kirche zu gewinnen, wäre der ſtete Zuruf: „thut Buße!"

Nichts iſt indeſſen ſchwerer zu beweiſen, als dieſe dem Zeitalter ſchuld gegebene größere Sinnlichkeit, Genußſucht und moraliſche Schwäche. Denn fragen wir die Geſchichte, ſo finden wir, daß der Menſch zu allen Zeiten Fleiſch und Blut hatte, und in allen Jahrhunderten „das Fleiſch gelüſtete wider den Geiſt." Darüber klagte ſchon Paulus. Und leſen wir Luther's Schilderungen von der groben Sinn-

lichkeit ſeiner Zeitgenoſſen*), die Sittengemälde in den Chroniken des 17ten Jahrhunderts, und die Klagen eines Spener's und andrer Männer, welche mit dem Fleiſche ihrer Zeit kämpften; ſo finden wir keinen Grund, unſer Zeitalter für üppiger und ſinnlicher zu halten, ſondern es ergibt ſich ein günſtiges Reſultat.

Sollte aber wirklich die Sinnlichkeit des Zeitalters mit zur Gleichgültigkeit gegen Kirche und Religion beitragen, ſo liegt der Grund davon nicht ſowohl in der erhöhten Sinnlichkeit, als in den verbeſſerten Vorſtellungen von der Kirche. So lange man das Kirchengehen für ein verdienſtliches Werk an ſich, und für ein Bußmittel für die Sünden des Fleiſches hielt; ſo lange man glaubte, ſich von allen Sündenflecken, mit denen man ſich im luſtigen Leben beſchmutzt hatte, im Beichtſtuhl und am Altare reinigen zu können: ſo lange ſah der ſinnliche Menſch in der Kirche einen willkommenen immer bereitwilligen Arzt, der die Fehler der Lebensordnung von Zeit zu Zeit durch poſitive Mittel verbeſſerte. So konnten Sinnlichkeit und Kirchlichkeit ſehr wohl zuſammen beſtehen, und dienten einander gegenſeitig, wie dieſes noch jetzt in der katholiſchen Kirche der Fall iſt. Dieſe Freundſchaft zwiſchen beiden, oder vielmehr dieſen Mißbrauch der Kirche und des Kultus rügten die Pietiſten, und trugen weſentlich dazu bei, die Kirche mit der Sinnlichkeit zu entzweien. — Als man aber allmählich erkannte und lehrte, daß der Nutzen des Kirchenbeſuchs bloß ein ſubjectiver ſey, nicht ein Dienſt, mit

*) Ich habe ſie zuſammengeſtellt in dem erſten Jahrgange des Reformationsalmanachs (Erfurt, 1817). S. 212—241.

dem man etwas bei Gott verdiene; als man mit Beichte und Abendmahl die Erwartung einer wirklichen Sündenvergebung nicht mehr verband; als Predigt und Sacrament nicht ſowohl darauf wirkten, den dem Fleiſche dienenden Sünder zu beruhigen, als vielmehr ihn ſtreng zur Beſſerung anzuhalten: da freilich fanden ſinnliche Menſchen ihre Rechnung bei der Kirchlichkeit nicht mehr. Sie verließen einen Arzt, der ſich weigerte, die Unordnungen ihres Lebens durch poſitive Mittel zu verbeſſern, und ſie zur Fortſetzung ihrer Genüſſe geſchickt zu machen, und ihnen nichts weiter gab, als ernſte Vorſchriften zu einer vernünftigen Diät und die unwillkommene Ermahnung, ihren Lüſten zu entſagen.

Nicht alſo eine Vergrößerung der Sinnlichkeit, ſondern höchſtens eine andere Stellung der Kirche zur Sinnlichkeit wird in der Geſchichte bemerklich, aus welcher ſich die auffallende Erſcheinung ſo großer Unkirchlichkeit auf keine Weiſe befriedigend erklärt.

Hören wir die Stimme der Gegner der Reformation innerhalb und außerhalb unſerer Kirche, ſo iſt der Grund der Unkirchlichkeit ganz allein in der proteſtantiſchen Glaubensfreiheit zu ſuchen. „Weil ihr euch, — ſagen ſie, — losgeriſſen habt von „dem Anſehen einer unfehlbaren Kirche und ihren Entſcheidungen in Glaubensſachen, weil ihr dem Volke „die Schrift in die Hand gebt, aus welcher daſſelbe „nur Gift ſaugt, weil ihr Jedem ſeine Einfälle vortragen laſſet, und dadurch das Volk in ſeinem Glauben irre machet, weil ihr Glaube und Schrift nicht „unter Wacht und Aufſicht haltet; darum muß bei „euch Kirche und Kirchlichkeit endlich zu Grunde gehen, „und daher entſteht die Gleichgültigkeit gegen die Kir-

„che, ihre Anſtalten und Diener, über welche ihr „klagt.“ — So ſprechen die Theodule*), und die ihres Gleichen ſind, und wollen uns bereden, daß, ſo wie die Unkirchlichkeit ein Erzeugniß der proteſtantiſchen Lehrfreiheit ſey, auch gegen ſie kein Heil gefunden werde, als in „der Rückkehr in den Schooß der „guten Mutter, der römiſchen Kirche,“ wo es freilich nicht an Macht fehlt über Gewiſſen und Glauben, und wo die Hierarchie in ihren Vorrechten und in ihren Dogmen Mittel genug beſitzt, um die Laien zum Hereinkommen in die Kirche zu nöthigen.

Doch wenn die Unkirchlichkeit aus dem Weſen des Proteſtantismus hervorgehen müßte; ſo ſagt uns doch, warum der Proteſtantismus in drittḥalb Jahrhunderten keine Unkirchlichkeit hervorbrachte, und nur erſt ſeit dem Jahre 1750? An Stoff dazu fehlte es in den langen Streitigkeiten mit den Socinianern, Arminianern, Fanatikern, Taufgeſinnten, und in den dogmatiſchen Händeln innerhalb unſrer Kirche wahrhaftig nicht. — Oder ſagt uns, wie es kam, daß in dem allezeit katholiſchen Frankreich, nachdem man das Gift der proteſtantiſchen Ketzerei durch Bluthochzeiten, Kriege und Landesverjagungen getilgt hatte, mitten unter Katholiken und durch ſie die verwüſtenden Flammen einer zerſtörenden Irreligioſität, eines wahren Kirchenhaſſes, ausbrachen, während die Proteſtanten in Deutſchland noch feſt an der Kirchlichkeit hielten, und ſich wenigſtens niemals eines ähnlichen

*) Theoduls Gaſtmahl, oder über die Vereinigung der verſchiedenen chriſtlichen Religionsſocietäten. 4te Aufl. Frkf. 1815. 8. Dieſe Schrift hat mehr Aufſehen gemacht, als ſie verdient.

Kirchenhaſſes ſchuldig machten? Oder ſagt uns, warum, wenn die Unkirchlichkeit aus der Natur des Proteſtantismus hervorgehet, dieſe Wirkung nur in Deutſchland und nicht auch in Schweden, Dänemark, Norwegen ſichtbar wurde, und warum die proteſtantiſchen Engländer, ſo arg auch bei ihnen die Feinde des Chriſtenthums ihr Weſen trieben, doch ein ſehr kirchliches Volk geblieben ſind bis auf den heutigen Tag? — Und hat nicht die katholiſche Kirche ihres Glaubens- und Gewiſſenzwangs ohnerachtet in ihrem Schooße den Geiſt der Unkirchlichkeit erwachen und ſelbſt in die wildeſten Flammen ausbrechen ſehen? —

Doch es wäre überflüſſig, hier mehr darüber zu ſagen, da dieſer Gegenſtand ſchon ſo oft und gründlich, und nur neuerlich von Plank ſo treffend erörtert worden iſt*).

Oft war man endlich auch geneigt, den Grund der Unkirchlichkeit darin zu ſuchen, daß ſo manche Fürſten, beſonders aber der Adel und die höhern Stände mit böſem Beiſpiele vorangegangen ſeyen, und das Volk und die niedern Stände zu gleichem Indifferentismus verführt hätten. Wahr iſt es, daß die höhern Stände viele böſe Beiſpiele der Unkirchlichkeit gegeben haben und noch geben, und daß ſich die Macht dieſer Beiſpiele auch auf die niedern Stände erſtreckt. Wahr beſonders, daß Friedrich's des Großen Beiſpiel unter dem Militäradel und den höhern Ständen zur Verachtung der Kirche, ihrer Anſtalten und Lehrer viel beigetragen hat. Auch mag

*) Ueber den gegenwärtigen Zuſtand und die Bedürfniſſe unſerer proteſtantiſchen Kirche; von D. G. J. Plank. Erfurt 1817. 8.

nicht geläugnet werden, daß die Bewunderung, die man dem großen Könige mit ſo vielem Recht widmete, nicht nur in ſeinem Lande, ſondern auch in andern Ländern die Nachahmung ſeines Beiſpiels unter den höhern Ständen erweckte, und ſie auch auf das, was darin fehlerhaft war, erſtreckte. Aber Friedrichs Unkirchlichkeit war ſelbſt nur wieder Folge eines andern Impulſes, und nimmermehr würde ſein Beiſpiel ſo mächtig gewirkt haben, wenn nicht andre Urſachen, wenn nicht dieſelben Urſachen, die auf Friedrich wirkten, damals überhaupt in Deutſchland Raum gewonnen hätten.

Wenn wir nun aber auf die doppelte Erſcheinung ſtoßen, daß es die gebildeten und höhern Stände und die Städte waren, wo die Unkirchlichkeit begann, daß ſie da noch jetzt ihren Hauptſitz hat, und daß es Friedrich's Zeitalter war, wo ſie in Deutſchland einriß, und ſich von ihm und ſeinen Umgebungen hauptſächlich verbreitete; ſo iſt uns dieſes ein hiſtoriſcher Fingerzeig auf die eigentliche Quelle des Uebels. Wir finden, daß es hauptſächlich franzöſiſchen Urſprungs war, daß ſich in Frankreich das Ungewitter gegen die chriſtliche Kirche bildete, und daß Friedrich nur eine, bei weitem aber nicht die einzige Leitſtange war, welche die gegen das Chriſtenthum geſchleuderten Blitze auch nach Deutſchland, und in den Schoos der proteſtantiſchen Kirche leitete.

§. 4.

Der Urſprung der Freigeiſterei und des Kirchenhaſſes in Italien, Frankreich und England, ihre Verpflanzung auf deutſchen Boden und ihre Wirkungen daſelbſt.

Der erſte Urſprung der Gleichgültigkeit und Verachtung gegen die Kirche und das Chriſtenthum iſt in der römiſchen Kirche und deren Beſchaffenheit zu ſuchen.

In dieſer war es dahin gekommen, daß man unter der Kirche nichts als die Hierarchie, oder die Macht, Befugniſſe und Reichthümer der Geiſtlichkeit, und unter der Religion nur die Dogmen, Gebräuche, Einrichtungen und Uebungen verſtand, auf denen die Macht der Prieſter ruhte. Um dieſe arge Verwechſelung zu erkennen, bedurfte es einer Wiſſenſchaft, einer Klarheit des Blicks und einer Unbefangenheit, welche die Gegner der Kirche nicht beſaßen, und kaum beſitzen konnten. Auch arbeitete die katholiſche Geiſtlichkeit abſichtlich dahin, ihr Reich für die Kirche, und die Meinungen und Uebungen, auf denen ihr Reich beruhte, für die Religion auszugeben. In Italien und Frankreich war man daher gleich unfähig, beides zu trennen, und in beiden Ländern erſchien das Chriſtenthum nur als Mittel, die Prieſterherrſchaft zu gründen und zu erhalten. Je ſtrenger, despotiſcher und drückender dieſe Herrſchaft war, je ſchreiender der Contraſt zwiſchen ihr, und den Dogmen und Einrichtungen, auf denen ſie ruhte, und zwiſchen der an der griechiſchen Literatur wieder erwachten Cultur wurde; deſto größer wurde auch der Widerwille gegen die

Kirche, deſto kühner der Tadel ihres Zuſtandes. Gleichwohl durfte man nimmer hoffen, daß ſich die Kirche in irgend etwas beſſern werde; denn ſie hatte ſich längſt für unfehlbar, und was daraus von ſelbſt folgte, für unverbeſſerlich erklärt, und widerlegte ihre Tadler mit Bannſtrahlen, Gefängniß und Scheiterhaufen. Je hoffnungsloſer aber und je gefährlicher der Kampf mit der Kirche erſchien, deſto leidenſchaftlicher und erbitterter wurden die Gegner; deſto weniger vermogten ſie in der Verblendung ihres Haſſes die Hierarchie von der Kirche, die Kirche von der Religion zu unterſcheiden, deſto weniger waren ſie, wenn ihnen ja der Unterſchied bemerklich wurde, geneigt, ihn anzuerkennen, deſto feſter überzeugten ſie ſich, daß es keine andere Möglichkeit der Verbeſſerung gebe, als den Grundpfeiler der ganzen Prieſtermacht, das Chriſtenthum ſelbſt, zu ſtürzen, und ſie hielten dieß für ein verdienſtliches Werk.

Die Oppoſition aber, welche durch die Herrſchſucht der Geiſtlichkeit, den Glaubenszwang, zahlloſe Mißbräuche, Irrthümer und Aberglauben bei dem neuentſtandenen Lichte der Wiſſenſchaften in Italien und Frankreich gegen die Kirche in die Waffen gebracht wurde, nahm in beiden Ländern einen verſchiedenen Gang, und mußte ihn nehmen.

In Italien blieb ſie im Ganzen ohne bedeutende Wirkung. Die päpſtliche Macht war hier ſo nahe, und ſo mächtig, daß diejenigen, welche die Kirche anzugreifen wagten, nicht nur mit einer gewiſſen Mäßigung verfuhren, welche die franzöſiſchen Freigeiſter nicht kannten, ſondern auch in der Regel ihre Gedanken unbedingt dem Ausſpruche der Kirche unterwarfen, und ſie im Voraus verdammten, wenn der Papſt

ſie mißbilligen würde. Dieſes war freilich ein bloßes Spiel, und ſie hatten doch geſagt, was ſie ſagen wollten; aber in den Augen der Menge wurde doch dabei das Anſehen und die Unfehlbarkeit der Kirche geſchont, und das Volk konnte wenig geneigt ſeyn, Meinungen anzunehmen, welche ihre Urheber ſelbſt im Voraus ſchon verdammten, ehe noch die Kirche ſich erklärte. Die ſchlimmſten und ärgſten Schreier wurden durch Strafen, die wirklich geiſtvollen und gelehrten Gegner durch Aemter, Penſionen, Ehrenſtellen zum Schweigen gebracht. Die letztern wurden oft die eifrigſten Vertheidiger der Kirche. Man zog es vor, ſich mit einer Kirche, welche nichts forderte als den Gehorſam des Schweigens, und dieſen Gehorſam mit großen Wohlthaten vergelten konnte, lieber in Güte zu vertragen, als einen Kampf mit ihr fortzuſetzen, der jedem bald als ganz nutzlos erſcheinen mußte. Denn wenn auch der Nimbus der Heiligkeit, in welchem das ferne Ausland die römiſche Kirche und ihren Oberhirten erblickte, durch die Nähe, in welcher der Italiener zu Rom ſtand, verſchwinden mußte; ſo wird doch dem Italiener ein Kampf mit der Kirche ſtets als etwas Unnatürliches, ganz Unpatriotiſches und vielfach Thörichtes erſcheinen. An die Kirche ſind hier die Sitten, die Künſte, an ſie iſt die Politik, das Volksleben, der Ehrgeiz geknüpft. Durch die Eheloſigkeit der Prieſter iſt die Kirche mit ihren Ehrenſtellen und Reichthümern eine tägliche Erbſchaft für alle Italiener. Alle nur einiger Maßen angeſehene Familien nehmen an dieſer Erbſchaft Theil, in wiefern Mitglieder derſelben die Vortheile des Kirchenweſens genießen oder zu genießen hoffen. Auch hat die Klugheit des Vatikans die wichtigſten Stellen immer am liebſten mit Italienern beſetzt.

Dazu kommt, daß hier die Kirche nicht nur ein religiöſer Staat iſt, der ſeinen Wirkungskreis über ſo viele ſchöne Länder der Erde erſtreckt, ſondern auch ein politiſcher Staat, der einen anſehnlichen und herrlichen Theil des Landes beherrſcht, und daher dem Ehrgeize und dem Egoismus derer, die ihm dienen wollen, einen doppelten Spielraum darbiethet.

In Italien mußten alſo alle Angriffe auf die Kirche fruchtlos bleiben.

Ganz anders in Frankreich. Hier fielen alle jene Vortheile, welche dem Italiener einen Krieg mit der Kirche als einen Kampf mit ſeinen entſchiedenſten Intereſſen erblicken ließen, gänzlich weg. Hier galt der Papſt weniger; hier konnte man freier gegen ihn und die Kirche ſprechen. Hier wurden die Laſten der Hierarchie durch keine Vortheile aufgewogen; und doch waren dieſe Laſten hier nicht weniger drückend, die Schrecken der Kirche nicht weniger fürchterlich. Gewaltſam ſtrebten die Könige Frankreichs, folgſame Werkzeuge jeſuitiſcher Beichtväter, die in ihrem Reiche weit verbreiteten Proteſtanten zu unterdrücken, und nach wiederholten Bürgerkriegen und Mördereien triumphirte endlich die katholiſche Geiſtlichkeit durch die Aufhebung des Edicts von Nantes völlig.*) Doppelt

*) Man überredete den König Ludwig den 14ten, daß ſich der größte Theil ſeiner reformirten Unterthanen zur römiſchen Kirche gewendet hätten, und nur noch wenige ſtörrige Gemüther zu beſiegen übrig wären. Das Aufhebungs-Edict (vom Jahre 1685) geboth, alle Kirchen und Bethhäuſer nieder zu reißen, unterſagte den Evangeliſchen jede Art von Gottesverehrung, verwies die Geiſtlichen, die ſich binnen vierzehn Tagen nicht zur katholiſchen Kirche wenden würden, aus dem Reiche, und kündigte denen, die ihr Amt fortſe-

hart drückten nun die Feſſeln der Prieſtermacht dieſes reizbare Volk; doppelt ſtolz und übermüthig, aber auch üppig und ſchlecht wurde die Geiſtlichkeit, und machte ſich durch Stolz und Herrſchſucht eben ſo verhaßt, als durch Unwiſſenheit, ungeiſtliches Leben und Theilnahme an den Ueppigkeiten und Laſtern der Hauptſtadt und des Hofes verächtlich. Da wo die Biſchöffe hingehörten, fand man ſie am ſeltenſten, in ihren Sprengeln, und ohne zu beleidigen durfte man ſie fragen, ob ſie den neueſten in ihrem Namen erlaſſenen Hirtenbrief bereits geleſen hätten. Der Hof war ſo ſehr ihr gewöhnlicher Aufenthalt geworden, daß die Verweiſung in ihre Sprengel, um daſelbſt den Pflichten ihres Amtes obzuliegen, eine Strafe war. Dazu kamen die heftigen Streitigkeiten mit den Janſeniſten, wo in der Wuth des Streites beide Theile, beſonders aber die Jeſuiten, den unbefangenen Zuſchauern eine Blöße um die andere gaben, und ſich, die Kirche und damit zugleich die Religion in unbegreiflicher Verblendung lächerlich und verächtlich machten. Solch ein Zuſtand, ſolche Auftritte unter einem ſo lebhaften und reizbaren Volke, das damals in Wiſſenſchaften und Geſchmack für das Muſter anderer Völker, und nicht ganz ohne Grund galt, konnten nicht ohne bedeutende Wirkungen bleiben. Alle beſſern Köpfe der Nation, beſonders der Hauptſtadt, traten in Oppoſition gegen Geiſtlichkeit, Kirche und Chriſtenthum, — denn dieß alles hielt man für Eins; dieß alles war auch in Frankreich Eins — und führten den Krieg nicht verdeckt und

ßen würden, die Galeerenſtrafe an. Von drei Millionen Reformirter wurde in kurzer Zeit der zwanzigſte Theil hingerichtet. Mehr als eine halbe Million wanderte aus.

ſchonend, wie in Italien, ſondern ganz offen und mit allen Waffen des Spottes und des leichten, glänzenden Raiſonnements, zu welchem der Franzoſe eben ſo viele Neigung als Geſchick hat.

Dieſe Oppoſition, welche recht ausdauernd die Hierarchie, die Kirche, die Bibel, das Chriſtenthum, ja zum Theil die natürliche Religion angriff, erreichte in den Verfaſſern der Encyklopädie, in Boulanger, Freret, de la Mettrie, und beſonders Voltaire, ihre höchſte Blüthe, und der letztere rühmte ſich ungeſcheut, daß Er allein im Stande ſey, ein Gebäude einzuſtürzen, das zwölf Menſchen (die Apoſtel) aufgerichtet hätten. — Da man an die Stelle der chriſtlichen Wahrheit und evangeliſchen Tugend Kirchendogmen und Mönchsheiligkeit, an die Stelle der gelehrten Beweiſe den blinden Glauben an die mit Bannſtrahlen gegen den Ungehorſam gerüſtete Kirche, an die Stelle lehrhafter Hirten und frommer Vorbilder der Gemeinden mächtige, ſtolze, herriſche und üppige Biſchöffe, als Herren des Glaubens, geſetzt hatte; ſo konnte jene Oppoſition nicht anders als ſiegreich kämpfen. Je ſtarrer aber die Hierarchie alle Irrthümer, Mißbräuche und Uebelſtände, die man rügte, feſthielt; je eifriger ſie ſich bemühte, ihr Weſen für die Religion und Kirche ſelbſt auszugeben; je weniger ſie ſich auf eine Rechtfertigung einließ, ſondern nur zu ſchrecken und zu ſtrafen ſuchte: deſto offenbarer wurde ihre Schwäche; deſto mehr ſtieg die Erbitterung gegen ſie, deſto ſiegreicher waren die Waffen ihrer Gegner.

Die witzigſten und geiſtreichſten Köpfe, durch den Zuſtand der Kirche erbittert, pflanzten die Fahne des

Aufruhrs gegen Kirche, Prieſter, Chriſtenthum und alle Religion auf. Zu dieſer Fahne ſchwuren alle, welche ſich durch das Leſen ihrer angenehmen und witzigen Schriften einen Anſtrich von philoſophiſcher Bildung zu eigen gemacht hatten, ohne gelehrte Kenntniſſe zu beſitzen; nämlich Leute vom Hofe, vom Adel, vom Militär, vom Kaufmannsſtande. Je weniger es dabei auf gründliche Unterſuchung abgeſehen war, je geneigter der Franzos iſt, ein Witzwort für einen unwiderleglichen Beweis zu halten, je größere Blößen die Gegner dem Spotte darbothen: deſto ſchneller und unaufhaltſamer verbreiteten ſich Unglaube und Verachtung der Religion und Kirche unter den höhern und gebildeten Ständen. Auch den Partheinamen wählten die Spötter glücklich; sie nannten ſich ſtarke Geiſter, oder noch lieber Philoſophen, und reizten damit die Eitelkeit, nach einem Ehrentitel zu geizen, der durch einige ſeichte Einwendungen gegen das Chriſtenthum, und Witzeleien über Kirche und Prieſterthum ſo leicht gewonnen werden konnte.*)

Eine wichtige und beherzigungswerthe Erſcheinung aber war es, daß der Unglaube von Seiten der katholiſchen Geiſtlichkeit, beſonders der Jeſuiten, abſichtlich befördert wurde. Sie ertrug es nicht nur, daß man zu beweiſen ſuchte, daß alle Vernunfterkenntniß ungewiß ſey, daß die Lehrſätze der natürlichen Religion aus der Vernunft nicht bewieſen werden könnten, ſondern wie Wahn und

*) Sehr richtig iſt dieſer Begriff eines Philoſophen aus der franzöſiſchen Lectüre aufgefaßt und wiedergegeben in den Memoiren der Markgräfin Sophie von Bayreuth, der Schweſter Friedrichs des Großen.

Täuſchung ausſähen, daß die Bibel ſich ſelbſt widerſpreche, und die kirchliche Lehre unbegreiflich und unerweißlich ſey; ſondern ſie beförderte ſogar dieſen Unglauben. Sie wähnte nämlich dadurch deſto gewiſſer zu dem Reſultat zu gelangen, daß es bei der Ungewißheit aller Religionskenntniß unvermeidlich und wohlthätig ſey, dem Anſehen der Kirche zu glauben, und hoffte dadurch am ſicherſten zu einem Religions-Indifferentismus zu führen, der weder Kraft noch Intereſſe habe, mit der Kirche zu ſtreiten. In dieſem Geiſte ſuchte nicht nur der Biſchoff Huet, mit großem Beifalle der Jeſuiten, alle Kenntniß der Religion aus der Vernunft als unerweißlich und ungewiß darzuſtellen, um daraus die Nothwendigkeit eines oberſten Glaubensrichters und der Auctorität der Kirche zu beweiſen, ſondern der Jeſuit Hardouin ging ſogar ſo weit, alle Schriften des Alterthums, mit wenigen Ausnahmen, für das Machwerk einer Geſellſchaft geſcheuter Betrüger des 13ten Jahrhunderts auszugeben. Er glaubte damit alle Waffen zu zertrümmern, welche die Proteſtanten aus der Bibel und den Kirchenvätern gegen die römiſche Kirche ſo ſiegreich entlehnt hatten. Es war von dieſer Kirche nicht vergeſſen worden, daß es die Bibel und das göttliche Anſehen derſelben geweſen war, was den Kampf der Reformatoren gegen das Papſtthum ſo ernſt und erfolgreich gemacht hatte, und das Streben der katholiſchen, beſonders der jeſuitiſchen Polemik ging daher dahin, den Religions-Indifferentismus und den Unglauben zu begünſtigen, um endlich dem von Zweifeln und Ungewißheit Gequälten in dem Anſehen der unfehlbaren Kirche die Ruhe anzubiethen, die er durch ſein eignes Forſchen verloren hatte.

Sie begriffen aber nicht, daß dieſes heroiſche Mittel der Verzweiflung endlich die gefährlichſte Rückwirkung auf ſie ſelbſt haben müßte, und mußten erſt ſpäter in der Revolution lernen, daß mit dem Glauben der Menſchen nicht zu ſcherzen ſey.

Beinahe aus gleichen Urſachen war, auch ziemlich zu gleicher Zeit, die engliſche Freigeiſterei entſtanden. In England gab es zwar keinen Papſt, aber doch einen hohen, reichen, üppigen und herrſchſüchtigen Klerus, der, wie Dodwell's und Sacheverell's Beiſpiele zeigen, gern ein neues Papſtthum eingeführt hätte. Dazu kamen die heftigen Partheikämpfe, welche die engliſche Kirche zerrütteten, und hier mit doppelter Erbitterung geführt wurden, da ſie meiſtens auch politiſche Kämpfe waren. Die Streitigkeiten der biſchöflichen Kirche, der Presbyterianer, der Independenten; der Fanatismus der Ranters (Zerreißer), der Levellers (Schleifer, Gleichmacher), der Taufgeſinnten, und ihre Wuth gegen Kirche und Geiſtlichkeit: dieſes alles konnte dem ruhigen Zuſchauer ohnmöglich ein vortheilhaftes Bild von der chriſtlichen Kirche geben. Auch hier verwechſelte man die Kirche mit der Religion, die Biſchöffe mit der Kirche; auch hier nahm man ſich ſo, als ſey die Kirche nur der Biſchöffe wegen da; — auch hier bildete ſich daher die Meinung, daß die Kirche etwas Ueberflüſſiges, Unheilbringendes, Zerrüttung ſtiftendes, und nur für die Macht der Geiſtlichkeit Berechnetes ſey.

Zwar wurde die biſchöfliche Kirche unter Cromwell hart gedrückt und niedergehalten; aber ſie erhob ſich deſto ſiegreicher aber auch herrſchſüchtiger unter Karl dem 2ten, zu deſſen Zurückberufung ſie ſo vieles beigetragen hatte. Alle, die ſich an ſie nicht gänzlich an-

ſchließen wollten, wurden unter dem Namen der Nonconformiſten ihrer Religionsfreiheit beraubt, als Aufwiegler und Empörer verfolgt, und der bürgerlichen Duldung für unwürdig erklärt. Die Ungerechtigkeit dieſes papiſtiſchen Drucks reizte zum Widerſtande, und es war ſehr erklärlich, daß ſich der Kampf dagegen zuerſt auf den Grund richtete, auf welchem die Biſchöffe ihre Papſtmacht gründeten, auf das göttliche Anſehen der apoſtoliſchen Verordnungen und Schriften. Hierin gab Karl der 2te und ſein Hof, freilich aus andern Gründen, den Ton ſelbſt an. Er war heimlicher Katholik, und wollte unter Anleitung der Jeſuiten das Papſtthum wieder in England einführen. Ihm mußte daher alles daran liegen, die Grundfeſte der herrſchenden biſchöflichen Kirche zu erſchüttern. Er umgab ſich mit einem geheimen Rathe, der vom Volke ſogenannten Cabale, welcher aus Papiſten und Atheiſten beſtand, von denen jene die Einführung des Papſtthums, dieſe die Einführung einer unumſchränkten Monarchie durch Hülfe des Papſtthums beabſichtigten. Von Karl und ſeinem Hofe, ging der Spott über Chriſtenthum und Kirche, und die leichtfertige Verachtung aller Religion aus, wodurch in der engliſchen Kirche ſo ernſthafte Streitigkeiten entſtanden. Es iſt aber mehr als wahrſcheinlich, daß man jeſuitiſcher Seits die Abſicht hatte, die Engländer zuerſt zum Indifferentismus und dann zur katholiſchen Kirche zu führen, weil man es für viel leichter hielt, einen Ungläubigen, als einen bibelgläubigen Proteſtanten zu bekehren, und weil jene Wüſtlinge, die aller Religion ſpotten, und ſich in Sinnengenüſſen entnerven, zu denen Karl ſelbſt gehörte, immer am Ende die leichte Beute von Prieſtern werden, die ihnen für einige

leichte Bußen, willigen Gehorſam und anſehnliche Geſchenke den Himmel eröffnen. Die Erſcheinung, daß der Unglaube von einem Könige, der heimlich Katholik war, und von ſeinen Umgebungen ausging, die ſich vorgeſetzt hatten, den Katholicismus einzuführen; die Thatſache, daß mehrere der engliſchen Freigeiſter, wie Toland und Tindal, Katholiken geweſen waren, daß andere in ihren Läſterſchriften gegen das Chriſtenthum die römiſche Kirche ſichtbar ſchonten, oder wie Collins auf ihren Reiſen mit Jeſuiten vertrauten Umgang gehabt hatten, und daß die Jeſuiten das Bekehrungsgeſchäft bei Proteſtanten von guten Fähigkeiten damit angefangen hatten, ihnen Geringſchätzung gegen Chriſtenthum und Bibel einzuflößen, wie dieſes dem berühmten Biſchoff Gilbert Burnet auf ſeinen Reiſen begegnet war: dieſes Alles macht es höchſt wahrſcheinlich, daß die Freigeiſterei in England von römiſcher Seite aufgeregt, und gewiß, daß ſie von dieſer Seite wenigſtens ſehr begünſtiget wurde.

Die Entwickelung und die Folge der Freigeiſterei war aber in England eine ganz andere als in Frankreich. Die Engländer ſtritten offen, und nicht nur mit den Waffen des Spottes, ſondern auch mit denen der Gelehrſamkeit und Philoſophie. Sie waren durch die Preßfreiheit und die Verfaſſung vor Bann und Scheiterhaufen geſchützt. Die Kirche mußte ſich daher gegen ſie mit den Waffen der Gelehrſamkeit vertheidigen, und ſie that dieſes mit ſo glücklichem Erfolge, daß die Achtung gegen das Chriſtenthum bei der engliſchen Nation erhalten, Wahrheit und Irrthum beſſer geſondert, und die erſtere nur deſto mehr geſichert wurde. Noch jetzt iſt das engliſche Volk ein ſehr kirchliches Volk, und ſeine Verdienſte um Beförderung der

theologiſchen Gelehrſamkeit, beſonders aber um Ausbreitung des Chriſtenthums und der heiligen Schrift ſind bedeutend.

Ganz anders in Frankreich. Hier hatte man es mit einer unfehlbaren, unverbeſſerlichen, mit Bann und Scheiterhaufen bewaffneten Kirche zu thun, die ihre Gegner nicht zu widerlegen, ſondern zu vernichten trachtete. Hier ließen ſich die Regenten verleiten, der Hierarchie ihren Arm zu leihen, und ſie durch Gewaltthätigkeiten und Strafen zu beſchützen. Hier behielt aber auch die Freigeiſterei ihre giftige Beſchaffenheit, wurde durch die Verfolgungen, die über ſie ergingen, nur verwegner, und in den Augen der Beſſern nur mehr gerechtfertigt, und ſtürzte endlich, da niemand den Glauben bauen und die Wahrheit vertheidigen wollte, die Kirche, das Chriſtenthum und die Religioſität in den höhern Ständen ſo gänzlich um, daß Frankreich, wie die Geſchichte ſeit der Revolution zeigt, das unkirchlichſte Land wurde.

Was nun die Verpflanzung der Freigeiſterei auf Deutſchland's Boden betrifft; ſo blieb die engliſche Freigeiſterei in unſerm Vaterlande nicht unbekannt, und manche Schriften dieſer Parthei wurden hier geleſen. Ihr Einfluß war aber ſo unbedeutend, daß ſie erfolglos vorüber gegangen ſeyn würde, ohne die Franzoſen. Die Schriften der engliſchen Freigeiſter waren zu philoſophiſch oder zu gelehrt, als daß ſie leicht von andern als eigentlichen Gelehrten aufmerkſam geleſen worden wären. Auch die Sprache war ein Hinderniß ihrer Verbreitung. Dazu kam, daß die zahlreichen Vertheidigungsſchriften engliſcher Theologen eben ſo eifrig, und noch eifriger ins Deutſche

überſetzt und geleſen wurden, von denen viele den Beifall ganz verdienten, den ſie erhielten.

Hingegen wurde das Gift der franzöſiſchen Religionsſpötterei deſto vollſtändiger nach Deutſchland verpflanzt, und zwar gerade unter die Stände, welche am wenigſten im Stande waren, den Einwirkungen derſelben zu begegnen, nämlich an die Höfe, unter den Adel, die Weltleute, Geſchäftsmänner, und die auf Bildung Anſpruch machenden Stände überhaupt. Seit Ludwig's des 14ten glänzender Hofhaltung, deren Einfluß auf Deutſchland durch das damalige Uebergewicht der franzöſiſchen Macht nicht wenig begünſtigt wurde, eilten deutſche Fürſten und deutſcher Adel nach Paris, um dort — franzöſiſche Bildung, Feinheit und Sitte zu lernen, und ſie brachten zugleich aus den beliebteſten Schriftſtellern der franzöſiſchen Nation die Religionsſpötterei mit nach Hauſe. Franzöſiſche Etiquette vertrieb die alte deutſche Traulichkeit von den Höfen, aus deren Nähe nun auch die proteſtantiſchen Geiſtlichen, weil ſie nicht Biſchöffe waren, immer mehr entfernt wurden. Franzoſen mußten es ſeyn, welche die Prinzen, den Adel und die vornehmen Bürgerfamilien erzogen: die franzöſiſche Sprache wurde die Sprache der höhern Stände, und die deutſche entfloh aus den Palläſten der Vornehmen in die Häuſer der Gelehrten und der Bürger. Franzöſiſche Literatur wurde die Lectüre der höhern Stände, und die Schriften von Voltaire und andern Feinden der chriſtlichen Kirche und Religion, die gerade auch in Sprache und Witz klaſſiſch waren, fanden hier ein weites Feld, auf welchem der Saame des Unglaubens, den ſie ausſtreuten, wucherlich empor wuchs. Was man in Frankreich und Paris nicht ſchon gelernt hatte, das lernte

man nun zu Hauſe von franzöſiſchen Erziehern und aus franzöſiſcher Literatur, nämlich das Heiligſte mit leichtſinnigem Spotte verfolgen und den Ruhm eines Philoſophen in ſeichtem Unglauben ſuchen.

Das Ungeſchick der deutſchen, oder vielmehr die Unwiſſenheit der vornehmen Welt, unterſchied nun nicht genug Frankreich und Deutſchland, und begriff nicht, daß die Kirche und Geiſtlichkeit, und das Chriſtenthum, womit jene Vorfechter des Unglaubens kämpften, im proteſtantiſchen Deutſchlande nirgends zu finden ſey, daß unſere Pfarrer und Superintendenten weder Biſchöffe noch Aebte noch Mönche ſind, und daß unſre Kirche in Rückſicht auf den Staat nicht die triumphirende, ja nicht einmal die ſtreitende, ſondern die leidende iſt. Der Haß gegen die katholiſche Geiſtlichkeit, welchen jene Franzoſen athmeten, wurde nun auch auf die deutſche proteſtantiſche Geiſtlichkeit übergetragen, und die Verachtung, mit welcher jene von der chriſtlichen Kirche, welche ſie mit dem Katholicismus verwechſelten, zu ſprechen pflegen, erſtreckte man auch auf unſre kirchlichen Einrichtungen. Das Schreckbild der Prieſterherrſchaft, das ſie nicht ohne Grund in Frankreich bekämpften, erzeugte nun auch hier Eiferſucht auf die wenigen Immunitäten, durch welche man die Geiſtlichen für die Entbehrung ſo mancher andern ſtaatsbürgerlichen Vortheile entſchädigt hatte, und das Beſtreben, den Stand der Religionslehrer herabzuſetzen, und ſeinen Einfluß, ſeine Gewalt immer mehr einzuſchränken. Der Spott aber, den jene franzöſiſchen Freigeiſter ſo reichlich über die Bibel ausgegoſſen hatten, verbreitete zugleich einen Unglauben an das Poſitive im Chriſtenthume und einen Indifferentismus, durch welchen der Kirche und ihren

Anſtalten ein großer Theil ihrer Wirkſamkeit geraubt wurde. Beſonders beklagenswerth war es, daß jene Franzoſen in ihrem Kriege gegen die Kirche auch die Lehrſätze der natürlichen Religion theils aus Unverſtand, theils aus Abſicht mit beſtritten, dadurch alle Religioſität untergruben, und ihre Leſer vom Aberglauben zum alles verwerfenden Unglauben verführten.

So groß oder klein aber auch der Einfluß der franzöſiſchen Freigeiſterei auf Deutſchland vor Friedrich's des Großen Zeit, d. h. vor 1740, geweſen ſeyn mag, ſo iſt es doch gewiß, daß dieſer Fürſt ſehr viel dazu beitrug, dieſes Gift in Deutſchland, beſonders unter den höhern Ständen zu verbreiten.

Man weiß, wie ſeine Erziehung, ſein Unterricht in religiöſer Hinſicht beſchaffen war. Man wollte einen ganz kirchlichen Monarchen aus ihm machen. Aber er lernte über der Kirche das Chriſtenthum nicht kennen, und ſo fehlte ihm gerade das, was er dem Einfluß der franzöſiſchen Lectüre auf ſich hätte entgegenſtellen können. Wäre er von verſtändigen Theologen der neuern Schule gebildet worden, ſo würde er wahrſcheinlich nicht in dem Grade unkirchlich geworden ſeyn, in welchem er es wurde. Er wurde aber nicht nur ſelbſt ganz gleichgültig gegen die Kirche, ſondern trug auch viel bei, dieſe Gleichgültigkeit bei andern zu verbreiten. Dieſes geſchah durch den Spott, den er ſich ſelbſt über Kirche, Geiſtlichkeit und Chriſtenthum erlaubte, durch ſein, ſeit es chriſtliche Regenten gibt, wohl beiſpielloſes Zurückbleiben von der Gottesverehrung und dem Abendmahle, durch den Vorzug, den er der franzöſiſchen Literatur gab, beſonders aber dadurch, daß er die Spötter Frankreichs ſelbſt an ſeinen Hof zog, ſie ehrte, und mit ihnen vertraulich

lebte. Dadurch wurden die Schriften dieſer Männer dem Adel und der höhern Welt doppelt intereſſant; jeder las ſie, um ſich von franzöſiſchem Witze und franzöſiſcher Weisheit doch auch etwas zu eigen zu machen, und ſo vergifteten die irreligiöſen und wollüſtigen Schriften jener leichtfertigen Schwätzer immer unaufhaltſamer die erſten Geſchlechter des deutſchen Volks. Wer mag berechnen, wie viel Böſes die Sudeleien des einzigen an Friedrich's Hofe lebenden de la Mettrie in jungen Gemüthern der höhern Welt geſtiftet haben! Sind nicht ſein l'homme machine, l'homme plante, l'école de la volupté, histoire naturelle de l'ame, systême d'Epicure und andere Schriften, dem Zauberſtab der Circe ähnlich, der alle, die ſich ſeiner Wirkung hingeben, vollkommen zum Thiere herabwürdiget, und alle Religion mit Stamm und Wurzel aus dem Gemüthe vertilgt? — Sehr richtig charakteriſirte Addiſon, als Chriſt und Weiſer gleich achtungswerth, den Geiſt der franzöſiſchen Freigeiſterei. „Es iſt unmöglich, ſagt er, ein Blatt von Plato oder Cicero zu leſen, ohne ein größerer und beſſerer Menſch zu werden. Dagegen konnte ich nie einen der modiſchen franzöſiſchen Schriftſteller leſen, ohne auf einige Zeit mit mir ſelbſt und mit allem um mich her zerfallen zu ſeyn. Ihr Geſchäft iſt, die menſchliche Natur zu entwürdigen und dieſelbe in ihren ſchlechteſten Erſcheinungen zu betrachten. Sie legen den würdigſten Handlungen gemeine und niedrige Gründe unter und löſen Tugend und Laſter in Naturanlagen auf.“ — Dieß war der Geiſt jener Fremdlinge, die durch die Gunſt des großen Königs ſo bedeutenden Einfluß auf die höhern Stände Deutſchlands gewannen.

Nimmt man nun hinzu, daß **Friedrich** während ſeiner langen Regierung nicht nur nicht das Geringſte that, um den Predigerſtand, den Kultus, oder was ſonſt die Kirche anging zu heben, ſondern daß er ſie durch Spott, Gleichgültigkeit, und bisweilen auch Verachtung demüthigte, und das kirchliche Intereſſe dem finanziellen nachſetzte; ſo begreift es ſich leicht, wie er, ſo groß und trefflich er war, doch unendlich viel dazu beitrug, den Stand der Religionslehrer in Verachtung und die Kirchlichkeit und Religioſität in Verfall zu bringen. Seinem Beiſpiele folgten andere Fürſten, der Adel, die Officiere und die höhern Klaſſen des Bürgerſtandes in ſeinem Lande und in andern Ländern, und ſeit ſeinen Zeiten wurde es, ſo viel ich weiß, erſt gewöhnlich, an Sonntagen exerciren zu laſſen, die Wachtparaden neben den Kirchen unter dem Gottesdienſte zu halten, und den Sonntag für bürgerliche und militäriſche Dinge zu gebrauchen.

Wem ſollte ſich aber nicht die Entſtehung der Erſcheinung, von der wir hier ſprechen, durch das bisher Geſagte vollſtändig erklären?

Die höhern Stände lernten nun den geiſtlichen Stand verachten, oder ihn doch für ein ſehr überflüſſiges Inſtitut im Staate halten, das man je eher deſto lieber in Abgang kommen laſſen müſſe, was im Jahre 1782 (im 9ten Stücke des deutſchen Muſeums) öffentlich als etwas Nützliches angerathen wurde. Sie hielten das Chriſtenthum für eine Geburt des Aberglaubens, der Schwärmerei, des Prieſterbetrugs, nur erſonnen zum Vortheil der Prieſter, und höchſtens gut genug, um dem Pöbel als Zaum und Gebiß angelegt zu werden. Sie lernten zugleich von ihren franzöſi=

ſchen Meiſtern die Lehrſätze der natürlichen Religion entweder gänzlich verwerfen, oder ſie doch für problematiſch und unerweißlich halten, und nahmen zugleich jene materielle Denkungsart (daß ich den Namen der Philoſophie nicht entweihe!) an, nach welcher man die ganze unſichtbare Welt, das Reich der religiöſen Ideen für Wahn, und nur das für etwas Reales hielt, was die Sinne erkennen, was ſich ſehen, hören, ſchmecken, fühlen, greifen läßt.

Schon allein das böſe Beiſpiel der Geringſchätzung der Kirche und ihrer Lehrer, welches die höhern Stände gaben, könnte die Verbreitung der Unkirchlichkeit in den niedern Ständen erklären. Denn man weiß ja, wie gern dieſe, beſonders wenn ſie mit den höhern Ständen in Verbindung ſtehen, den Beiſpielen von oben herab im Guten wie im Böſen folgen. Die Kraft dieſes Beiſpiels wurde aber dadurch ungemein verſtärkt, daß man nicht nur jene Schriften der franzöſiſchen Religionsſpötter durch Ueberſetzungen ins Deutſche und durch Aufnahme derſelben in die nun entſtehenden Leſebibliotheken unter den niedern Ständen verbreitete, ſondern daß auch unter den Deutſchen ſelbſt Nachahmer jener Franzoſen aufſtanden, welche in der Bekämpfung der chriſtlichen Religion, in dem Spotte über den hiſtoriſchen Inhalt der heiligen Schrift, und in der Herabwürdigung des geiſtlichen Standes ihren Muſtern treulich folgten. Wer erinnert ſich nicht noch der Zeit, wo nichts gewöhnlicher war, als auf „die Schwarzröcke" loszuziehen, Pfarrer und Schulmeiſter zum Gegenſtande jeder plumpen oder feinen Satyre in Schriften und in Geſprächen zu wählen, ſich mit ärgerlichen Anecdoten von dem geiſtlichen Stande zu beluſtigen, die bibliſche Geſchichte lächerlich

zu machen und gegen den öffentlichen Gottesdienſt und den kirchlichen Lehrbegriff zu declamiren! —

Mit dieſen Schriften verbreitete ſich zugleich eine Fluth ungeſalzener Romane in die Leſebibliotheken, und durch dieſe unter die leſenden Klaſſen, durch welche die Sinnlichkeit gereizt und eine ſchlaffe verderbliche Moral geprediget wurde. Dieſe Leſereien trugen nicht wenig dazu bei, die ſtudirende Jugend auf Schulen und Univerſitäten zu verderben, und die Unkirchlichkeit und Unchriſtlichkeit beſonders in den Städten zu verbreiten. In dem Juriſten, dem Arzte, Geſchäftsmanne, Kaufmanne, wurde der ſchwache, durch den (oft unvollkommenen) Jugendunterricht gelegte Grund der chriſtlichen Religioſität zerſtört, und an die Stelle derſelben traten Unglaube und Gleichgültigkeit. Auch fehlte es nicht an ſolchen, welche das Poſitive im Chriſtenthum mit den Waffen des Scharfſinnes und eigentlicher Gelehrſamkeit angriffen. Ihre gelehrtern Schriften allein würden aber wenig gewirkt haben, weil ſie weniger unter das Volk und die höhern Stände kamen, wenn ihnen nicht jene von Frankreich herüber gekommene Freigeiſterei gleichſam Bahn gemacht hätte.

Welches Intereſſe konnte aber nun die chriſtliche Kirche mit ihren Inſtitutionen Menſchen einflößen, welche in dem Chriſtenthum, ja wohl in aller Religion nichts ſahen als Pfaffenbetrug, Wahn, Aberglauben, Schwärmerei, oder doch ganz ungewiſſe, problematiſche Sätze? Wie langweilig mußten ſie chriſtliche Prediger finden, welche ihre Vorträge auf das Poſitive des Chriſtenthums gründeten? Wie gleichgültig mußten ihnen die chriſtlichen Feſte werden, welche die von ihnen nicht geglaubten, oder verſpotteten Thatſachen des Lebens Jeſu und der Stiftung der Kirche fei-

erten? Wie mußte in ihnen die Achtung gegen die heilige Schrift verſchwinden, da ſie in ihr nichts fanden als Menſchenwort und Fabeln? Wie verhaßt mußte ihnen die Beichte ſeyn, wo ſie ſich vor einem Pfarrer, den ſie entweder für einen Dummkopf oder für einen Heuchler hielten, und wegen ſeines niedrigen Ranges ohnehin verächtlich anſahen, demüthigen, ſich für Sünder bekennen, und von der Gnade Gottes Vergebung erwarten ſollten?

Daraus erklärt ſich wohl befriedigend genug, warum die Verachtung der Kirche, der Geiſtlichkeit, und der öffentlichen Gottesverehrung unter allen Klaſſen, welche jener Denkungsart folgten, alſo hauptſächlich unter den gebildeten und höhern Ständen und in den Städten, überhand nehmen mußte, und warum die Kirche bei den weltlichen Behörden ſo viele taube Ohren fand für ihre Klagen.

Ihren Culminationspunkt ſchien die Unkirchlichkeit durch die franzöſiſche Revolution und die Herrſchaft der Franzoſen über Deutſchland zu erreichen, und es gab eine Zeit (die beiden letzten Jahrzehende des vorigen Jahrhunderts), wo die Unkirchlichkeit ſo gefährlich zu werden drohte, daß verſtändige Männer jungen Studirenden alles Ernſtes abriethen, die Theologie zu wählen, weil ſie fürchteten, die Zeit dürfe nicht mehr fern ſeyn, wo man die Geiſtlichen für ganz entbehrlich halten könnte. Dieſe Furcht war zwar voreilig, aber doch nicht ohne Grund. Denn wenn man auf dem Wege, den man betreten hatte, fortgegangen wäre; wenn der Geiſt der Feindſchaft und der Zerſtörung, der ſich in der franzöſiſchen Nation und ihrer Staatsumwälzung gegen das Chriſtenthum

ankündigte, auch in Deutſchland die Oberhand behalten hätte; ſo war kaum ein anderes Ende abzuſehen, als eine ſtillſchweigende oder öffentliche Auflöſung des Kirchenweſens.

Die franzöſiſche Leichtfertigkeit machte im Taumel der Revolution wirklich den Verſuch, einen rein deiſtiſchen Gottesdienſt in Paris einzuführen, von dem es noch zweifelhaft iſt, ob ihre Urheber, Theophilantropen genannt, es dabei bloß auf Verſpottung des Chriſtenthums oder auch auf wirkliche Einführung eines Kultus der Vernunftreligion angeſehen hatten. Denn ein Freudenmädchen repräſentirte dabei das Göttliche in dem Menſchen, die Vernunft. Bedenkt man aber, daß ungefähr zu derſelben Zeit die Nationalverſammlung decretirte, daß ſie und die Franzoſen an einen Gott glaubten; ſo ſieht man, wie tief alle Religioſität erſchüttert worden war, und in welcher großen Verwirrung ſich dieſe Geſetzgeber über die Natur des Heiligſten befanden. Doch dieſe Erſcheinung war zu abſurd in ſich ſelbſt und zu vorübergehend, als daß ſie in Deutſchland einen bleibenden Eindruck hätte machen können. Als aber die franzöſiſchen Heere Deutſchland überſchwemmten und unterjochten; ſo entſtand auch für die proteſtantiſche Kirche daſelbſt eine Periode, in welcher die Unkirchlichkeit reißende Fortſchritte machte. Jene Heere brachten den Geiſt des leichtfertigſten Unglaubens, und zugleich des wirklichen Kirchenhaſſes mit über den Rhein, und ihre Irreligioſität, ihr materieller Unglaube, ihr Haß, der ſich ſo oft in brutalen Gewaltthätigkeiten gegen die Geiſtlichen ausſprach, ſteckte auch die Heere Deutſchlands an. Oft aus Noth, oft auch ohne Noth entriß man die Kirchen den religiöſen Zwecken, verwandelte ſie in Magazine, Hoſpitäler,

Pferdeſtälle und dergleichen, und ſtörte dadurch den Gottesdienſt an manchen Orten auf lange Zeit. Die franzöſiſchen und franzöſirenden Staatseinrichtungen, die in Deutſchland an die Tagesordnung kamen, unterwarfen die Diener der Religion, ohne ihnen bürgerliche Gerechtſame zu ertheilen, allen bürgerlichen Laſten, untergaben ſie der Aufſicht der Gensdarmerie, ſtellten ſie unter die Befehle der Dorfſchulzen, und beſchnitten immer mehr ihre ohnehin ſpärlichen Einkünfte. Das Kirchengut, durch welches man den äußerlichen Anſtand der Gottesverehrung nothdürftig aufrecht erhielt, wurde nicht nur durch die unvermeidlichen Unglücksfälle der Zeit geſchwächt, ſondern oft auch abſichtlich in dieſe Unglücksfälle mit hineingezogen, und für politiſche Zwecke benutzt. Univerſitäten und gelehrte Schulen, mit denen die Exiſtenz einer auf die Schrift und die gelehrte Auslegung derſelben gegründete Kirche innigſt verbunden iſt, litten mannichfaltig, und mehrere fielen militairiſchen Zwecken zum Opfer. Das Schlimmſte aber war, daß das glänzende Glück Bonapartiſcher Gewalt und Hinterliſt den religiöſen Glauben an die Herrſchaft Gottes und der Wahrheit und Gerechtigkeit in vielen Gemüthern tief erſchütterte, den finſtern, ungöttlichen Fatalismus, zu dem ſich dieſer Emporkömmling bekannte, weit verbreitete, und den Glauben der Beſſern an Gott und ſeine Vorſehung, an die fortſchreitende Veredlung der Menſchheit und an die Vergeltung des Guten und Böſen, als einen thörichten Wahn der Vorzeit darzuſtellen ſchien. — Denn Gewalt, Hinterliſt, Treuloſigkeit ſchienen einen ungehinderten glücklichen Spielraum zu haben, und nebſt dem Reichthum und der Menſchengunſt die einzigen Hebel des Glücks zu ſeyn; der Donner der Kano-

nen, die Spitzen der Bajonette ſprachen die Gottesurtheile, und eine liſtige treuloſe Politik ſaß auf dem Throne der Vorſehung, ſpottete des Glaubens der Beſſern, und beſtimmte die Schickſale der Völker und Reiche. Wohl hörte man aus dem Munde deutſcher Soldaten das übermüthige Bekenntniß: ſie glaubten an keinen andern Gott als an Napoleon; wohl mochten Tauſende ſeyn, die ein Gleiches oder doch ein Aehnliches im Herzen dachten, und in dieſem Manne das Menſchgewordene Fatum ſahen.

Dieſe Periode brachte die Kirche, ihre Diener und ihre Anſtalten an vielen Orten in einen ſo leidenden Zuſtand, daß man vorherſehen konnte, es werde endlich mitten in chriſtlichen Ländern an Männern, wenigſtens an geſchickten und brauchbaren Männern fehlen, um die Lehrämter in der Kirche zu verwalten.

In den katholiſchen Ländern Deutſchland's brachten dieſe Urſachen der Unkirchlichkeit nicht gleiche, ſondern eine weit geringere Wirkung hervor. Dieſes war aber nicht, wie manche geiſtesſchwache Proteſtanten ſich einbilden, eine Folge von der ſinnlichen Pracht des katholiſchen Gottesdienſtes, beſonders der Meſſe, oder der ſieben Sacramente, oder der Unveränderlichkeit ihres Lehrbegriffs. Dieſes alles war auch in Frankreich vorhanden, und dennoch entſtand daſelbſt die Unkirchlichkeit, und zwar geweckt durch eben dieſes katholiſche Kirchenweſen ſelbſt. Es waren vielmehr andere Urſachen, welche den Einfluß der franzöſiſchen Freigeiſterei auf das katholiſche Deutſchland minderten, die jedoch im katholiſchen Gottesdienſte gar nicht, ſondern nur zum Theil in der katholiſchen Kirchenverfaſſung lagen. Die feſte Verfaſſung der Hie-

rarchie, die Feſſeln der Kirchendisciplin, die Inquiſi=tion über freigeiſteriſche Schriften, auch das katholi=ſche Beichtweſen, trugen allerdings dazu bei, um das Eindringen der franzöſiſchen Freigeiſterei, wenn auch nicht durch geiſtige, doch durch mechaniſche Mittel zu erſchweren, während dagegen die unvollkommene Ver=faſſung der deutſchen proteſtantiſchen Kirchen die Kirch=lichkeit ohne allen äußerlichen Schutz ließ, ja der Kir=che nicht einmal die äußerlich anſtändige Geſtalt ſicher=te, deren ſie bedarf, um von ſinnlichen Menſchen, die aller Dinge Werth nach äußerer Ehre meſſen, nicht mit Geringſchätzung angeſehen zu werden. Wenn auch al=les in beiden Kirchen gleich geweſen wäre, ſo mußte jene aus Frankreich gekommene Geringſchätzung der Kirche die proteſtantiſche Kirche ſchon wegen ihrer un=vollkommenen Kirchenverfaſſnug härter treffen, als die katholiſche.

Die katholiſche Geiſtlichkeit iſt eng verbunden; ſie bildet mit Papſt und Kardinälen Ein Ganzes und re=präſentirt ihre Kirche. Ihr Oberhirte iſt Königen an Würde gleich oder noch über ſie, und die Kardinäle ſind Fürſten. Dieſe hierarchiſchen Verhältniſſe, die vor der franzöſiſchen Revolution noch in feſterem Stande waren, als jetzt, gaben der katholiſchen Kirche einen Glanz, Schutz und feſten Halt, durch den ſie zwar die Freigeiſterei nicht widerlegen, und den gegen Geiſtlichkeit und Kirche angeregten Haß nicht in Zu=neigung verwandeln, aber ſich doch gegen Verachtung und Mißhandlung wehren und ihre äußere Würde behaupten konnte. Damit ſoll nun das Extrem des hierarchiſchen Zuſtandes nicht gebilligt werden; es trug vielmehr, wie wir ſahen, viel dazu bei, den Kirchen=haß zu erzeugen, und hinderte, wie wir ſehen werden,

auch die katholiſche Kirche die guten Früchte zu ernten, welche die Unkirchlichkeit in der proteſtantiſchen Kirche erzeugte. Aber eben ſo wenig iſt das andre Extrem, das in der proteſtantiſchen Kirche, wenigſtens in Deutſchland ſtatt findet, zu billigen. Hier ſtehen die einzelnen Pfarrer in ihren Gemeinden zu iſolirt; ſie haben (außer wo man neuerlich Synoden eingeführt hat) keinen legalen Weg, um ſich über die Angelegenheiten der Kirche gemeinſchaftlich zu berathen, kein Mittel, um nothwendige Verbeſſerungen des kirchlichen Zuſtandes zur gemeinſchaftlichen Berathung zu bringen, oder den Staat darauf aufmerkſam zu machen; ſie waren von den Landtagen nicht nur als Stand, ſondern auch für die Perſon in den meiſten Ländern geſetzlich ausgeſchloſſen, was ſie größtentheils noch ſind, und mußten ſich daher gefallen laſſen, welche günſtige oder ungünſtige Beſchlüſſe der Staat über ſie und die Kirche zu faſſen für gut fand; ſie ſind von ihrem Oberbiſchoffe, dem Fürſten, durch Miniſter, Conſiſtorien und andere Mittelsperſonen getrennt, und an den meiſten Orten iſt dieſe Kluft unüberſteiglich; ſie haben bei der kirchlichen Geſetzgebung gar keine, nicht einmal eine berathende Stimme. Hieraus erklärt ſich ſchon, warum jene aus Frankreich gekommene Kirchenverachtung die proteſtantiſche Kirche Deutſchland's härter treffen mußte, als die katholiſche.

Dazu kamen noch beſondere Umſtände. Die katholiſchen Staaten Deutſchland's waren es hauptſächlich, welche eine Oppoſition gegen Friedrich den Großen bildeten, daher ſein und ſeines Hofes Beiſpiel auf ſie weniger wirkte. Es war nicht das katholiſche, ſondern das proteſtantiſche Deutſchland, wo jene franzöſiſchen

Flattergeiſter ihr Weſen trieben. Die Maſſe der Proteſtanten war durch die Fortſchritte der Wiſſenſchaften und geiſtigen Kultur weit fähiger, mit dem Gifte irreligiöſer franzöſiſcher Schriften bekannt zu werden, als die Maſſe der Katholiken, welche an dem Gange der Literatur in jener Zeit entweder gar keinen oder doch einen geringen Antheil nahm. — Die Biſchöffe der katholiſchen Kirche beſaßen damals einen beträchtlichen, beinahe den ſchönſten Theil von Deutſchland, waren Fürſten und Landesherren, und hatten daher zahlreiche Mittel in Händen, um nicht nur auf die höhern Stände zu wirken, ſondern auch alle Verfügungen in Kirchenſachen, die ihnen nachtheilig hätten werden können, zu hindern. Auch nach dem Verluſt jener Landeshoheit ſind ſie immer noch mächtige und angeſehene Stände des Staats, dem Throne überall nahe, wo nicht gar zunächſt ſtehend, und leben in einem Verhältniſſe bürgerlichen Anſehens und bürgerlicher Macht, wodurch ſie überall Einfluß auf Höfe, Adel und die erſten Stände des Staats gewinnen. Es konnte ihnen daher nicht an Mitteln fehlen, dem Einreißen der Unkirchlichkeit in den höhern Ständen zu begegnen. Den proteſtantiſchen Geiſtlichen fehlte dieſer Vortheil beinahe ganz. Je mehr ſich die Hofordnungen ausgebildet hatten, und je höher das Militair und das Finanzweſen gehoben worden war; deſto größer war auch die Kluft geworden, welche die Geiſtlichen von den höhern Ständen trennte, und ſie zum Volke verwieß. Wie hätte nun ein Stand, der von den höhern Ständen ſo fern ſtand, und abſichtlich immer weiter zurück geſchoben wurde, wie hätte er, mogte auch die Sache, die er führte, noch ſo vortrefflich und ehrwürdig ſeyn, auf die höhern Stände einen Einfluß gewinnen, und dem

in ihnen ſich ausbreitenden religiöſen und ſittlichen Verderben wirkſam widerſtehen können. „Die Reichen „und Gewaltigen, — (klagte ſchon Luther) — verlachen uns mit unſerm Evangelio und Sacramenten. „Ein armer Pfarrherr, ſprechen ſie, der kaum einen Rock anzuziehen hat, ſoll mir Vergebung „der Sünden ſprechen, und mich abſolviren? Aus der „Urſache verachten ſie darnach auch Chriſti Prediger, „und ſprechen: warum ſoll ich dem loſen Pfaffen glauben, dem Bettler; warum ſchickt uns unſer Herr „Gott nicht Grafen und große Herren, die uns predigen? denen wollten wir glauben!“

---

§. 5.
Verſchiedene Wirkungen der Unkirchlichkeit in Frankreich und im proteſtantiſchen Deutſchlande, und was im letztern der Kirchlichkeit förderlich geworden iſt.

Sieht man auf die Wirkungen, welche die franzöſiſche Freigeiſterei vor der Revolution und während derſelben auf das Weſen der katholiſchen Kirche in Frankreich hervorgebracht hat; ſo findet man nichts als dieſes: daß die Reichthümer der Kirche von der Revolution verſchlungen, die Biſchöffe und der Klerus überhaupt, von den Staatskaſſen abhängig, an Zahl beträchtlich vermindert und die Klöſter aufgehoben worden ſind. Dieſes alles aber ſieht der Papſt und der Klerus als etwas Ungehöriges und Geſetzwidriges an, das man ſich zwar hat gefallen laſſen müſſen, weil man der Gewalt nicht widerſtehen konnte, das man aber keinesweges aufgegeben hat, ſondern eifrig wie-

derherzuſtellen ſucht. Im Weſentlichen der Kirche aber iſt dort nichts verbeſſert worden. Keine Verbeſſerung der Lehrart, der Dogmen, der Moral ging daſelbſt aus jener langen Periode der Unkirchlichkeit hervor. Die römiſche Kirche, als die unfehlbare, mußte auf dieſe Vortheile Verzicht leiſten. Bloß mit Mitteln der Macht hatte ſie vor der Revolution die Freigeiſterei bekämpft, und war in der Revolution, wo die Macht an die Freigeiſterei überging, von dieſer beſiegt worden. Zur Widerlegung derſelben, zur Verſtopfung der Quellen, aus denen ſie hervorging, iſt dort ſo viel als nichts gethan worden. Noch jetzt ſteht daher die katholiſche Kirche in Frankreich gegen ihre freigeiſteriſchen Gegner ſtarr und unverändert in derſelben Stellung, in welcher ſie vormals ſtand, und wird auch ferner in derſelben bleiben. Welche Folgen daraus noch hervorgehen dürften, mag hier unerörtert bleiben, und nur ſo viel bemerkt werden, daß es eben dieſe Stellung war, welche vormals die freigeiſteriſche Oppoſition in Frankreich weckte, und ihr furchtbare Waffen in die Hände gab, und daß es ſtets bedenklich iſt, den Angriffen der Vernunft und des Witzes nichts entgegen zu ſetzen als eine Auctorität, deren Grund eben von jenen Angriffen erſchüttert wird. Die katholiſche Kirche ſucht ihr Heil in der Wiederherſtellung der Jeſuiten und deren Wiedereinführung in Frankreich; ſie wird es aber darin nicht finden. Denn eben unter der Herrſchaft der Jeſuiten in Frankreich, und gereizt durch ſie, erhob ſich die Freigeiſterei. Was man bis jetzt von den jeſuitiſchen Miſſionarien, welche das ſüdliche Frankreich durchziehen, gehört hat, erweckt nicht die geringſte Hoffnung. Denn nichts iſt wohl zweckwidriger, als einem Volke, das den Sprung vom Aberglauben zum Un-

glauben ſo vollſtändig machte, wie das franzöſiſche, nichts zu biethen, als den frühern Aberglauben und die Mißbräuche, die es unwillig von ſich ſtieß. Die Wirkung wird ſchwerlich eine andere ſeyn können, als eine neue Exploſion; es müßte denn Frankreich beſtimmt ſeyn, wie Spanien und Italien, in politiſche Unbedeutenheit und geiſtige Lethargie zu verſinken.

Ganz andre Wirkungen aber brachte jene freigeiſteriſche Unkirchlichkeit im proteſtantiſchen Deutſchlande hervor. Die evangeliſche Kirche, die keinen Anſpruch auf Unfehlbarkeit macht, freie Prüfung des Glaubens als ein gemeinſames Recht ihrer Mitglieder anerkennt, und für das was ſie für heilig hält, keinen andern Schutz hat, als die Waffen der Wahrheit und Gelehrſamkeit und das Bollwerk der religiöſen Anlagen des Menſchen, mußte ſich bei den Angriffen der Freigeiſterei ganz anders nehmen als die römiſche, und dieſe Sache zu einem ganz andern Ziele führen.

Alles wohl erwogen; ſo muß man bekennen, daß die einreißende Unkirchlichkeit in dieſer Kirche neben vielen Nachtheilen auch ſehr wohlthätige Wirkungen hervorgebracht hat, die man nicht erlangt haben würde, wenn man den Entwicklungsgang des menſchlichen Geiſtes mit Gewalt hätte hindern wollen. Die Lehrer der proteſtantiſchen Kirche ſuchten ſich nicht nur durch eine beſſere wiſſenſchaftliche Bildung und eine größere Thätigkeit in ihrem Berufe die innere Achtung zu bewahren, die ſie allein beim Mangel an äußerlicher Ehre und Begünſtigung aufrecht erhalten konnte; ſondern ſie wurden auch durch die Angriffe der Freigeiſterei mit Gewalt in Unterſuchungen, die ſie außerdem

gar nicht, oder nicht ſo eifrig angeſtellt haben würden, hineingezogen, zu einer gründlichen Reviſion ihres Glaubens theils veranlaßt, theils gezwungen, und über das Weſen der Religion und die eigentliche Beſtimmung, Würde und Nutzbarkeit des geiſtlichen Amtes ins Klare geſetzt.

Weit ſorgfältiger und ſchärfer als vorher nur immer, lernte man Kirche und Religion, Menſchenſatzung und Gottes Geboth, Hierarchie und Chriſtenthum, kirchliche Dogmen und chriſtliche Lehren, Anſichten vom Chriſtenthum und der Bibel und dieſe ſelbſt, was die franzöſiſche Freigeiſterei ſo unerhört zuſammen gemengt hatte, von einander trennen. Man begriff, daß die Form von dem Weſen, das Zufällige vom Nothwendigen, das Zeitliche vom Beſtändigen, das Symbol von der Idee, die es darſtellen ſoll, zu ſcheiden ſey, und indem man fallen ließ, was ſich als unhaltbar, untauglich, überflüſſig darſtellte, rettete und ſchützte man das Haltbare, Ewige und Nützliche als einen unveränderlichen Beſitz. — Furchtlos beleuchtete man mit der Fackel der Kritik die Bibel und deren Geſchichte; die Exegeſe, vorher befangen im Dienſte der Dogmatik, wurde frei, und wendete nun ſiegreich ihre Waffen gegen die Spöttereien, welche Unwiſſenheit und Frivolität über die heiligen Schriften ausgegoſſen hatten. — Altes und neues Teſtament, Bibel und Wort Gottes, Geſchichte und Religion, was man vorher alles für Eins hielt, wurde geſchieden. Die Theorie der Offenbarung und Inſpiration, die man vorher auch auf den Buchſtaben, die Geſchichte, die Chronologie und auf alles, was in der Schrift vorkommt, ungebührlich ausgedehnt hatte, wurde allein auf die göttliche Lehre eingeſchränkt, und überhaupt das Un-

haltbare und Ueberflüſſige in ihr aufgegeben. Dadurch entging die Bibel einem Heere von Spöttereien und Einwürfen, die nicht ſie, ſondern die Theorie der Theologen von ihr trafen, und trat wieder ein in die Achtung, welche ihr nicht nur als einem ehrwürdigen Denkmale der graueſten Vorzeit und als dem einflußreichſten Buche der Welt zukommt, ſondern welche ihr auch als einem Religionsbuche gebühret, das durch Thatſachen und Symbole das Heilige zur Anſchauung bringt und die Wirkſamkeit deſſelben fürs Gefühl vermittelt. Die Dogmatik, vorher an Begriffen und Formen hängend, und von einer überſpannten Theorie von Offenbarung und Inſpiration ausgehend, welche in der Bibel keinen Grund hatte, den richtigen Geſichtspunct des Ganzen verrückte und nicht nur mit dem empiriſchen Verſtande (der Logik), ſondern auch mit der Vernunft in Oppoſition ſtand, ſchloß mit der letztern ihren Frieden, rettete das Weſentliche der Religion und der evangeliſchen Lehre gegen die frivolen Anmaßungen des empiriſchen Verſtandes, und lernte endlich nach manchen Mißgriffen die Einheit der Principien aller Religioſität und der chriſtlichen Lehre finden und zur Berichtigung und Befeſtigung des Syſtems gebrauchen. Es war aber gewiß eine der wohlthätigſten Wirkungen des Kampfs mit der Freigeiſterei, daß man kirchliches Syſtem, in welchem ſo vieles bloß menſchliche Beſtimmung war, von den Wahrheiten, von der Lehre des Evangeliums ſelbſt unterſcheiden lernte, oder daß dieſer Unterſchied wenigſtens allgemein anerkannt und durchgreifend angewendet wurde. Dadurch bekam die Dogmatik eine andre, beſſere, — eine chriſtliche Geſtalt, in welcher ſie Verſtand und Herz weit lebhafter anſprach, als in dem ſcholaſtiſchen

Panzer der Vorzeit. Man leſe z. B. das Syſtem des ächt bibliſchen Storr's und vergleiche es dagegen mit der Scholaſtik eines Hollaz und Quenſtedt's, und man wird erkennen, was das Chriſtenthum dadurch gewann, daß man das Evangelium, die göttliche Lehre ſelbſt höher achtete als hergebrachte Meinungen.

Auch die Ascetik riß ſich los von den finſtern, der menſchlichen Natur unangemeſſenen Vorſtellungen von Buße und Werkheiligkeit, welche ihr noch vom katholiſchen Mönchsweſen anklebten, ſchlug dadurch eine Menge Spöttereien und Verunglimpfungen nieder, verwieß nachdrücklicher als je, auf die Gottesverehrung im Geiſte und in der Wahrheit, und auf den Geiſt des Glaubens und evangeliſcher Bruderliebe, und erhielt dadurch über die Gemüther eine neue wohlthätige Gewalt. Dadurch wurde das religiöſe Leben von dem fremdartigen, oft unnatürlichen Gewande, in welches man es hatte bringen wollen, entkleidet, und mit der Natur des Menſchen in Einklang geſetzt. Man ſchlug die moraliſche Kraft des Menſchen nicht mehr durch ängſtliche Beſorgniſſe der Sündlichkeit erlaubter Freuden und natürlicher Verhältniſſe, und durch übertriebene Vorſtellungen von dem ſittlichen Verderben und gänzlichen Unvermögen des Menſchen nieder; aber man ſchläferte ſie auch nicht durch den Wahn der Verdienſtlichkeit bloß äußerlicher Werkheiligkeit und beſonderer Bußübungen ein; ſondern man weckte und belebte ſie durch die ermunternde Hinweiſung auf eine chriſtliche Vollkommenheit, die jedem erreichbar iſt, aber nur dann erreichbar, wenn er den Geiſt Jeſu in ſich aufnimmt, und der Stimme des Evangeliums gehorcht.

Auch der Gottesdienſt hatte von dieſen Veränderungen ſeine Vortheile. Die **Predigt**, vorher nur zu oft Auslegerin der Compendien-Dogmatik, wurde nun die Dolmetſcherin der religiöſen Ideen ſelbſt, die im Chriſtenthum und in der Geſchichte ſeines Stifters liegen, und erhob ſich theils zur wirkſamen Lehrerin des Volks, theils zur begeiſterten Rednerin des Höchſten, was die menſchliche Bruſt bewegt. Sie entfernte ſich allmählig ganz von dem Unfruchtbaren und der dogmatiſchen Polemik, und beſchäftigte ſich immer glücklicher damit, die Schätze der Weisheit aus der heiligen Schrift dem Volke mitzutheilen. — Auch die **Liturgie** wurde nicht nur in ihren Formen nach den Bedürfniſſen eines gebildeten Geſchmacks verbeſſert, ſondern auch ihrem eigenthümlichen Ziele, nämlich das religiöſe Gefühl zu wecken, zu tragen und zu leiten, immer näher geführt.

Es waren daher hauptſächlich jene Angriffe der Unkirchlichkeit, welche die proteſtantiſche Theologie aus der Lethargie weckten, in welche ſie ſeit der Promulgation der Concordienformel (1580) gefallen war, und bis zu Anfang des 18ten Jahrhunderts geruhet hatte. Wenn ſich aber von dieſen wohlthätigen Wirkungen in der römiſchen Kirche, und namentlich in Frankreich nichts gezeigt hat; ſo haben die Proteſtanten in Wahrheit keine Urſache, den Geiſt und die Verfaſſung der römiſchen Kirche zu beneiden, oder ihren Glaubenszwang zu rühmen, oder in der Rückkehr zu katholiſchen Gebräuchen und Inſtitutionen das Heil ihrer Kirche zu ſuchen.

Wie viel aber dieſe durch die Freigeiſterei veranlaßten Veränderungen der proteſtantiſchen Theolo-

gie beigetragen haben, der Unkirchlichkeit Schranken zu ſetzen, und die Religioſität zu ſichern, liegt am Tage. Mißbräuche und Irrthümer wurden entfernt, die Wahrheit von allen Seiten geprüft und gründlich beleuchtet, die Religion als natürliche Anlage und unvermeidlicher Beruf des Menſchen erkannt, und die religiöſen Ideen tiefer begründet, gereinigt und fruchtbarer fürs Leben gemacht. Die Apologetik des Chriſtenthums bekam dadurch eine ganz andere Geſtalt und wurde ungemein vereinfacht und erleichtert. Die Waffen des Spottes, die ſonſt ſo furchtbar waren, wurden nun ſtumpf, oder den Spöttern aus der Hand geſchlagen. Durch die Unterſcheidung des Chriſtenthums von der Kirche, des Wortes Gottes von der Bibel, der Lehre Jeſu von den dogmatiſchen Auslegungen der Kirche, der Hierarchie vom Kirchenthume, des religiöſen Inhalts der Schrift von ihrem übrigen Inhalte, verlor die Freigeiſterei ihre entſchiedenſten Vortheile, und zum Theil allen Grund und Boden. Der größte Theil jener Spötter und Kirchenſtürmer begriff, daß er nach dieſen dogmatiſchen Veränderungen nur noch mit Schatten kämpfte, oder er fand den Gegenſtand des Kampfes gar nicht mehr, oder er wurde ſelbſt von der Gewalt der Wahrheit überwunden. Es würde dabei jedem klar, daß die chriſtliche Kirche nicht, wie die Freigeiſter glauben machen wollten, ein Gebäude ſey, bloß errichtet, um ein Lehrſyſtem und gewiſſe Gebräuche aufrecht zu erhalten, nicht eine Anſtalt zu fortdauernder Bevormundung des menſchlichen Geiſtes und noch weniger ein Mittel, um dem Prieſterthum ſein Daſeyn und einen Machtkreis zu ſichern, ſondern ein Mittel, die religiöſen Ideen zu verſinnlichen, ein religiöſes Leben zu wecken und zu ſtärken, und die

Menſchheit auf der Bahn der Wahrheit und Sittlichkeit weiter fortzuleiten.

Der Kampf mit der franzöſiſchen Freigeiſterei iſt daher als ausgekämpft anzuſehen, und was auch dabei von dem Poſitiven des Kirchenglaubens oder des Chriſtenthums aufgegeben worden ſeyn mag; ſo blieb doch die Religion und mit ihr die Kirche, und beide gingen gediegener, gereinigter aus dieſem Feuer der Trübſale hervor. Auch brachte die Unkirchlichkeit manches für Religion und Kirche Erfreuliche und Nützliche hervor, was das Wahre und Gute nur feſter begründete. In eben den Umgebungen, wo ein de la Mettrie den Menſchen für eine Pflanze oder Maſchine erklärte, wo ein Voltaire und Andre die Religion verſpotteten, und wo man die Diener der Religion als eine unnütze Laſt des Staats darzuſtellen ſuchte, ſchrieb der ehrwürdige Spalding jene ſchätzbaren Schriften über die Religion und den Predigerſtand*), welche weit verbreitet und viel geleſen, jenen frivolen Spott des Heiligen in Verachtung und Vergeſſenheit brachten.

So viel aber auch immer die durch die Unkirchlichkeit bewirkten Veränderungen in der Theologie dazu beitragen mogten, der Kirchenverachtung zu ſteuern, und die Achtung gegen das Chriſtenthum und die kirchlichen Inſtitutionen wieder zu beleben; ſo traten doch

*) Dieſe Schriften ſind: Vertraute Briefe die Religion betreffend, zuerſt 1784, und in der 3ten Aufl. 1788. — Religion, eine Angelegenheit des Menſchen, zuerſt 1797, 4te Aufl. 1806. — Die Beſtimmung des Menſchen, zuerſt 1748, und in der 13ten Aufl. 1794. — Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamts und deren Beförderung, zuerſt 1772, und in der 3ten Aufl. 1791.

Bayerische Staatsbibliothek München

noch andre Umſtände hinzu, welche jene Wirkung außerordentlich beförderten.

Dahin gehört wohl zuerſt die franzöſiſche Revolution ſelbſt, ſo nachtheilig ſie auch, beſonders unter Bonaparte's Herrſchaft der Kirchlichkeit unter den Proteſtanten in anderer Hinſicht war. Man machte während der Revolution den Verſuch mit Einführung eines theiſtiſchen, des ſogenannten theophilanthropiſchen Gottesdienſtes, der gänzlich mißlang. Das ganze Gauckelſpiel entſchlief nach kurzer Zeit, und Spott und Verachtung geleiteten daſſelbe zu Grabe. Dieſer Kultus war ein Affe des Chriſtenthums. Er hatte keinen religiöſen Geiſt, darum keine Lebenskraft in ſich. Er ſtarb daher in der Geburth und ſeine Urheber ſchämten ſich hinterher ſelbſt ihres eignen Werks. Nur wo der heilige Geiſt bauet, entſtehet eine Kirche, die ein Tempel Gottes wird. — Für Deutſchland blieb dieſes Beiſpiel nicht ohne Frucht. Die Ungläubigen und Kirchenfeinde hier begriffen wenigſtens ſo viel, daß es jetzt noch nicht an der Zeit ſey, das Inſtitut der chriſtlichen Kirche abzuſchaffen, oder wurden zweifelhaft, ob dieſes wohl überhaupt möglich und wünſchenswerth ſey; und ſchon dadurch war etwas gewonnen.

Die franzöſiſche Revolution wirkte aber beſonders unter den höhern Ständen Deutſchlands dahin, ihnen die Kirchlichkeit als etwas mit ihrem Wohle genau verbundenes, die Religionsſpötterei aber als die Mutter, oder wenigſtens die Hebamme des Aufruhrs darzuſtellen. Wäre auch nicht ein alter Haß zwiſchen der katholiſchen Geiſtlichkeit und zwiſchen den Juriſten und den ſogenannten Philoſophen in Frankreich vorhanden geweſen, ſo würde die Geiſtlichkeit ſchon durch die

Wildheit, mit welcher ſie von der Freigeiſterei in den Revolutionsmännern angefallen wurde, in Harniſch gebracht worden ſeyn. Die Gelegenheit, die Freigeiſterei als Urheberin der Revolution, als die Zerſtörerin aller Thronen öffentlich anzuklagen, war zu günſtig, als daß ſie von der katholiſchen Geiſtlichkeit nicht hätte benutzt werden ſollen. Triumphirend rief dieſe laut, flüſterte ſie heimlich in die Ohren der Fürſten, des Adels und aller Welt: „ſehet hier die Früchte der „philoſophiſchen Aufklärung, der Religionsſpötterei, „der Freiheit der Meinungen, der Auflöſung der kirch„lichen Zucht! Sie führten zum Untergange der Kir„che; aber das Ende der Kirche iſt auch das Ende der „Thronen! die Religion (worunter ſie aber ihr Kir„chenthum und die Hierarchie verſtanden) war der „wohlthätige Zaum, an dem wir das ſtörrige, wilde, „zum Aufruhr geneigte Volk führten. Ihr habt uns „die Zügel entriſſen, und dadurch die Revolution her„beigeführt; ihr müßt ſie uns wiedergeben, wenn ihr „gerettet ſeyn wollt.“

Es war etwas Wahres in dieſer Rede; nämlich daß ohne Religion, nicht aber, wie ſie glauben machen wollten, ohne das römiſche Prieſterthum, kein Staat beſtehen mag. Denn es gibt keine Macht des Einzelnen, auch des gebohrnen Fürſten, ohne die Heiligkeit des Eides bei der Menge; kein Eid aber bindet ohne die Religion und das Gewiſſen. — Auch lag das Wahre darin, daß der Aberglaube, ſo lange er nicht als Aberglaube erkannt wird, die Religion erſetzen kann, nimmer aber der Unglaube, bei dem der Staat durch Sitten- und Gewiſſenloſigkeit zu Grunde geht. Der Aberglaube hält aber niemals auf die Dauer vor, und wird er einmal in ſeiner Blöße

offenbar; ſo gibt es nur Ein Rettungsmittel vor dem gefährlichen Sprunge auf den Unglauben, nämlich den vernünftigen Glauben und die Gewiſſensfreiheit. Da nun die Stunde des Aberglaubens in Frankreich längſt vor der Revolution geſchlagen hatte, ſo hätte man den Unglauben und ſeinen traurigen Folgen nur dadurch begegnen können, daß man die in Frankreich begonnene Reformation eben ſo, wie in Deutſchland, aufkommen ließ. Statt deſſen wurden Bluthochzeiten und Dragonaden veranſtaltet, und der beſſere, feſtere Glaube, der allein dem Unglauben kräftig begegnen konnte, in dem Blute ſeiner Bekenner erſtickt. Daß nun der Unglaube des Aberglaubens doch mächtig wurde, daß mit ſeinem Siege die Religioſität und Gewiſſenhaftigkeit tief erſchüttert, und dadurch die Revolution befördert und weit gräuelhafter gemacht wurde, als ſie ſonſt geweſen ſeyn würde, war ganz der natürlichen Ordnung der Dinge gemäß; aber es folgt daraus nicht, daß das Kirchenthum, wie es in Frankreich war, dieſes hätte verhindern können, oder daß ſeine Wiederherſtellung den Krater der Revolution verſchließen werde, oder daß überhaupt das Wohl des Staats von einer gewiſſen Form der Kirche und des Lehrbegriffs, mit Ausſchluß aller andern Formen abhänge.

Noch weniger ließ ſich, was man von Frankreich ſagte, auf Deutſchland und namentlich auf das proteſtantiſche anwenden. Denn hier hatte trotz aller Angriffe der Freigeiſter Religioſität und Sittlichkeit bey Volk und Gelehrten in der neuern Theologie und Philoſophie eine feſtere Grundlage erhalten. So wenig aber auch in jenem Geſchrei Wahres für Deutſchland lag; ſo drang es doch zu einer Zeit, wo ſo manche Throne wankten, in die Herzen der Hohen. Man be-

griff, daß der Staat nicht ohne Religion, die Religion aber nicht ohne Kirche ſeyn könne, und daß die letzten Stützen der Thronen, Treue, Glaube und Eid, in der Religion ihr Fundament haben. Ob es nun aber gleich nicht ohne Fehltritte und Mißgriffe abging; ob man gleich bisweilen die ernſten deutſchen Philoſophen mit den frivolen franzöſiſchen Raiſonneurs, die ſich Philoſophen nannten, verwechſelte, und die friedliche deutſche Philoſophie für etwas Gefährliches anſah; ob man gleich dadurch zu dem Irrthume verleitet wurde, die chriſtliche Kirche als eine politiſche Sicherheitsanſtalt, die Religion als einen Zügel für den Pöbel, und die Geiſtlichkeit als eine Art von Sicherheitspolizei anzuſehen: ſo gab man doch der Kirche und ihren Dienern hier und da wieder freundliche Blicke; ſo forderte man ſie doch auf, ihren Einfluß zur Beruhigung der ſturmbewegten Gemüther anzuwenden; ſo wurde doch der Verachtung, mit welcher der geiſtliche Stand angeſehen worden war, einiger Einhalt gethan; ſo geſchah doch Manches, um das Inſtitut der Kirche nicht ganz ſinken zu laſſen, und in vielen Gemüthern ging wohl auch wirklich eine wohlthätige Umänderung der Geſinnnug vor. Dieſe Wirkung, in wiefern ſie das Reſultat der Furcht war, konnte freilich nicht länger widerhalten als bis zur Periode der Herrſchaft Bonaparte's. Mit ihr verſchwand die Furcht vor Volksbewegungen; die Thronen wurden abhängig, oder ſchienen es zu ſeyn, von ſeiner Laune und der Beſtechlichkeit ſeines Miniſters der auswärtigen Verhältniſſe; die Polizei und Gensd'armerie, nach Bonaparte's Muſter organiſirt, ſchien viel ſicherer und vollſtändiger die Ruhe der Staaten und Thronen zu ſichern, als Kirche und Religion; die alte Gleichgültigkeit gegen

die Kirche wurde wieder ſichtbar, und ſchien ſelbſt noch höher zu ſteigen als vorher. Indeſſen war die einmal angeregte Prüfung der Unentbehrlichkeit der Religion und Kirche für den Staat nicht unwirkſam geblieben. Dieſes zeigte ſich deutlich in der Periode des Sturzes der franzöſiſchen Herrſchaft.

Dieſe Periode ſelbſt war für Kirche und Religion vielfach wichtig. Gerade das nördliche Deutſchland und deſſen proteſtantiſche Länder hatte der Druck der franzöſiſchen Tyrannei am härteſten getroffen. Dieſer laſtende Druck machte den Gemüthern das Hohle und Troſtloſe des Unglaubens fühlbar, und erweckte aufs Neue das Verlangen nach der Kraft und dem Troſte der Religion. Man fühlte, daß nur Begeiſterung die feſten Ketten der Sklaverei ſprengen könne, daß es aber keine Begeiſterung geben könne ohne die Ideen, und daß die höchſte Begeiſterung hervorgehe aus den Ideen der Religion, ohne welche das Leben allen Halt und alle Würde verliere. Darum rufte man, als es den ernſteſten Kampf auf Leben und Tod galt, den Glauben an das göttliche Weltregiment, die Wahrheit, Gerechtigkeit und religiöſe Reſignation als rettende Götter an, und begehrte namentlich von den Religionslehrern, daß ſie die Begeiſterung für Vaterland, Wahrheit, Recht und geſetzliche Freiheit entzünden, und das Vertrauen auf den rettenden Gott und jene heldenmüthige Reſignation, welche Gut und Blut für edle Zwecke opfert, aus der reichen Quelle des chriſtlichen Glaubens hervorrufen mögten. — Und nicht vergebens! Wer Gott ernſtlich ſucht, von dem läſſet er ſich finden. Die Religion verſagte ihre Dienſte dem Vaterlande und dem Staate nicht! Das laufende Jahrzehend erblickte das uralte Hauptſymbol

des Chriſtenthums, das Kreuz, das ſinnvolle Zeichen der ſich ſelbſt opfernden Hingebung und des im Tode ſiegenden Heldenmuths, als Panier im Kampfe des Vaterlandes, und zwar aufgerichtet durch einen frommen evangeliſchen König; und der franzöſiſche Revolutionskrieg, welcher Kirche und Religion in ſeinen Strudel zu verſchlingen drohte, endigte in der Bildung des heiligen Bundes, der — ein unerhörtes Ereigniß! — die Politik, die ſich über die Moral erhaben dünkte, dem Princip der chriſtlichen Menſchenliebe und Menſchenachtung unterwarf.

Dankbar erkannte man zum Theil, was die Kirche und ihre Diener in dieſer ſchweren Zeit geleiſtet hatten; deutlicher ſah man die Würde und Nutzbarkeit des chriſtlichen Predigtamts ein, und, wenigſtens in einigen Ländern, beſonders in Preußen, hat man ſich der verlaſſenen Kirche thätiger angenommen, und den Werth der Kirchlichkeit lebhafter gefühlt. Indeſſen bleibt der Verlaß auf die Dankbarkeit der Politik immer etwas Unſicheres, und es iſt daher deſto erfreulicher, andere Erſcheinungen der Zeit zu bemerken, von denen die Kirche mehr erwarten darf.

Außer den Theologen nämlich wirkten auch die Philoſophen und Dichter der franzöſiſchen Freigeiſterei entgegen, ſo ſehr man oft auch die erſtern, indem man ſie mit franzöſiſchen Witzlingen verwechſelte, verſchrieen hat. Schon durch Leibnitz und die ſtrengere Lehrart der Wolfiſchen Schule, war der franzöſiſchen Leichtfertigkeit im Aburtheilen und den Orakelſprüchen des franzöſiſchen Witzes ein mächtiges Hinderniß entgegen geſetzt worden. Doch dieſe Philoſophie blieb immer nur Sache der Gelehrten und wurde nie Philoſophie des Volks. Auch wurde ſie bald

vom Skepticiſmus und Eudämoniſmus verdrängt, welche beide mehr nachtheilig als wohlthätig auf den religiöſen Glauben wirkten. Der erſte aber, der den ſchlaffen Eudämoniſmus in ſeiner ganzen Blöße darſtellte, die Verderbten in ihren eignen Buſen greifen lehrte, und mit kraftvoller Hand die Sittlichkeit wieder auf ihre natürlichen und unerſchütterlichen Fundamente ſtellte, war Kant. Mogte auch ſeine Philoſophie in dem Beſtürmen hergebrachter philoſophiſcher Demonſtrationen für religiöſe Wahrheiten noch ſo revolutionär ſeyn, und noch ſo viele gewöhnliche Stützen des religiöſen Glaubens zu erſchüttern ſuchen; ſo zertrümmerte ſie doch auf der andern Seite mit unwiderſtehlicher Gewalt auch die alten Waffen des materiellen Unglaubens, weckte aufs Neue die Ehrfurcht vor den im Chriſtenthume dargeſtellten religiöſen Ideen, und gab, was ihr nie genug verdankt werden kann, der Moral ihre verbindliche Kraft auch unabhängig von den theoretiſchen Lehren des Glaubens wieder. So half ſie der Theologie nicht wenig in Bekämpfung der Leichtfertigkeit der Sitten und Moral, und erwieß der theologiſchen Glaubenslehre den weſentlichen Dienſt, daß ſie das Gebieth des Glaubens und der Ideen von dem Gebiethe der Erfahrung reiner ausſchied, und die Realität der erſtern gegen die plumpen Anfälle einer materialiſtiſchen Afterphiloſophie, welche alles für Dunſt hält, was ſich nicht greifen läßt, ſicher ſtellte, und die Sinnenerkenntniß auf ihren wahren, blos ſubjectiven Werth zurückbrachte. — Sie machte den Sieg der Theologie über die franzöſiſche Freigeiſterei vollſtändig, und wurde beſonders dadurch wohlthätig, daß ſie nicht blos Sache der Schule blieb, ſondern auf Theologen, Rechtsgelehrte, Aerzte, Politiker und

alle Klaſſen von Gelehrten einen bedeutenden Einfluß gewann, und in Volksſchriften, Flugblätter, ja ſelbſt in Romane und Gedichte überging. Keiner der nachfolgenden Philoſophen hat einen ſo ausgebreiteten Einfluß auf Deutſchland gehabt, als Kant, und ſeit ſeiner Zeit hat die deutſche Philoſophie einen religiöſern Charakter angenommen. Denn wie verſchieden auch immer die folgenden Syſteme ſeyn mögen, ſo erkannten ſie doch, daß das Gebieth der Ideen und des Glaubens in der Vernunft liege, und erhaben ſey über den empiriſchen Verſtand, welchem die franzöſiſchen ſogenannten Philoſophen als ihrem Götzen dienten, und daß die Darſtellung der religiöſen Ideen in Symbolen und Handlungen ein Bedürfniß ſey, welches das Chriſtenthum und die Kirche befriedige.

Dazu kamen, wie es faſt nicht anders ſeyn konnte, die Dichter. — Mit Gellert, Weiße, Kleiſt, Hagedorn, Haller, Geßner ꝛc. begann die beſſere Dichtkunſt der Deutſchen, und erhob ſich allmählich zur Klaſſicität. Durch ſie wurden die franzöſiſchen Dichter und Proſaiker in den höhern Ständen immer mehr verdrängt. Wenn es Friedrich dem Großen noch einige Ueberwindung koſtete, einen Gellert zu hören, ſo würde jetzt ein deutſcher Fürſt erröthen müſſen, wenn er Gellert und die ſpätern Meiſter des deutſchen Geſanges nicht geleſen hätte. Mehrere unter den deutſchen Dichtern, und ſelbſt gefeierte Namen, hielten ſich zwar nicht immer frei von jener franzöſiſchen Leichtfertigkeit, welche mit dem Heiligen Scherz treibt, und eine ſchlaffe Moral, oder wohl gar ein epikuriſches Leben predigt. Dennoch aber riß ſich die deutſche Dichtkunſt immer vollſtändiger von dem franzöſiſchen Geiſte los, und begann auch das Religiöſe und Chriſtliche

mit ihrem Zauber zu umgeben. So war Gellert's, Kleiſt's, Haller's, ganz beſonders aber Klopſtock's Muſe. Des letztern religiöſe Dichtungen, namentlich der Meſſias, konnten durch die ihnen inwohnende Gluth wohl einen Strom leichtfertiger Spöttereien aufzehren. Herder, Krummacher, Körner und Andre, ließen die heilige Geſchichte gleichfalls in der Weihe der Dichtkunſt erſcheinen. — Auch Schiller, und die in ſeinem Geiſte dichteten, gaben den religiöſen Ideen durch die Kraft der Dichtkunſt neues Leben, und Schiller ſteht in dieſer Hinſicht über Göthe und noch weiter über Wieland. Zwar hielt er ſich nicht frei von allen Verirrungen; ſeine Gedichte ſind Zeugen ſeiner wechſelnden philoſophiſchen Anſichten, und er legte zu großen Werth auf griechiſche Mythologie und das Fatum der Alten, welches letztere doch nichts iſt, als der Fehlgriff einer Kinderphiloſophie, die auch die unſterblichen Götter dem in der Sinnenwelt herrſchenden Scheine der Nothwendigkeit unterwirft. Wenn aber auch Schiller in den „Göttern Griechenlands" eine Anklage gegen das Chriſtenthum zu erheben, und in „der Braut von Meſſina" einem blinden Fatum ſtatt der chriſtlichen Vorſehung zu huldigen ſcheint; ſo beklagt doch jenes Gedicht eigentlich nur den Untergang griechiſcher Symbole für religiöſe Ideen, und ſtimmt das Gemüth, auch in dem Chriſtenthume das Ideale aufzufaſſen und zu ehren, das letztere Trauerſpiel aber verflicht den Willen der himmliſchen Mächte ſo tief und innig mit den Schickſalen der Menſchen, und predigt den Glauben an die furchtbare Nemeſis, die nie vergißt, ſo erſchütternd, daß dem Gemüthe des Leſers das tiefſte Gefühl von der Wahrheit der Schlußworte zurückbleibt:

„Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht;
Der Uebel größtes aber iſt die Schuld.“

Es iſt ein furchtbarer Commentar, dieſes Stück, zu dem apoſtoliſchen Ausſpruch: was der Menſch ſäet, das wird er ernten. Wer auf ſein Fleiſch ſäet, der wird vom Fleiſche das Verderben ernten.

So wirkten die Lehren der philoſophiſchen und theologiſchen Schulen, die Erzeugniſſe der Dichtkunſt, die Erfahrungen der Zeit gemeinſchaftlich zur Bekämpfung der Irreligioſität, und zur Erweckung eines neuen religiöſen Lebens. Jene leichtfertige, über den Rhein gekommene Freigeiſterei verlor ihren Kredit unwiederbringlich; die Schriften, welche ſie predigten, verſchwanden vor den religiöſen Genien der deutſchen Literatur, und der Glaube trat wieder ein in ſeine heiligen Rechte.

Wenn man aber fragt, was durch alles dieſes für die Kirchlichkeit ſelbſt gewonnen worden ſey? ſo iſt Gegenwart und Zukunft zu unterſcheiden. Da die Unkirchlichkeit erſt ſeit ohngefähr 70 Jahren entſtanden, und nur allmählich bis zu den neueſten Zeiten zu ihrer beunruhigenden Höhe geſtiegen iſt; ſo läßt ſich ſchon nach der Natur der Sache erwarten, daß höchſtens ihr Stillſtand, noch nicht aber ihr Rücklauf bemerkbar ſeyn kann. Die Zeit iſt dazu zu kurz. Noch iſt ein großer Theil der jetzt Lebenden in der Periode der Unkirchlichkeit erzogen und gebildet worden, und folgt dem früher erhaltenen Impulſe; noch dauern auch wirklich die Klagen über Unkirchlichkeit fort. Auf der andern Seite ſind die Veränderungen, welche ihr widerſtreben, noch zu neu, zum Theile zu unvollſtändig, als daß ſie ihre volle Wirkſamkeit ſchon jetzt

zeigen könnten; noch ſind die gebildeten Stände von dieſen Veränderungen nicht genug ergriffen, und laſſen uns immer noch zu ſehr den wirkſamen Vorgang ihres guten Beiſpiels vermiſſen; noch ſind zu viele äußerliche Umſtände, welche die Unkirchlichkeit begünſtigen.

Indeſſen haben wir doch eine Erſcheinung unſerer Zeit, welche den wiederkehrenden beſſern Geiſt der Kirchlichkeit beurkundet; und dieſes iſt der wiedererwachte Hang zum — Myſticismus. Man hat dieſe Erſcheinung nicht ſelten mit großem Mißfallen, auch wohl mit Aengſtlichkeit betrachtet, ſie für das Symptom einer gefährlichen Krankheit gehalten und der neuern proteſtantiſchen Theologie geradezu Schuld gegeben, daß ſie den Hang zur Myſtik, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entſchlafen zu ſeyn ſchien, wieder erweckt habe.

Das Factum iſt richtig; der Myſticismus hat in neuern Zeiten mehr Boden gewonnen und hat auch einige Schwärmereien, beſonders in ſchwachen Gemüthern eine Neigung zu der Sinnlichkeit des katholiſchen Kultus hervorgebracht. Aber die neuere Theologie iſt an dieſer Erſcheinung unſchuldig. Myſtik gab es ja zu allen Zeiten, in und außer der chriſtlichen Kirche, vor, bei, und nach der Reformation, und in der katholiſchen Kirche eben ſo wohl als in der proteſtantiſchen, und ſie fand ſich dem Zeugniſſe der Geſchichte zufolge überall dann ein, wann das religiöſe Intereſſe die Gemüther beſonders bewegte. Unſere ältern Theologen im 16ten und 17ten Jahrhundert hatten daher einen heftigen und unausgeſetzten Kampf mit der Myſtik ihrer Zeit. Die Myſtik iſt etwas Natürliches, aus der Natur des Menſchen von ſelbſt

Hervorgehendes. In ihrer falſchen Geſtalt beſteht ſie in der Herrſchaft der Gefühle über die Vernunft; in ihrer edlern Geſtalt in der Macht des Glaubens über den empiriſchen Verſtand, und in dieſer Rückſicht iſt alle Religion und Theologie überhaupt Myſtik. Der neuern Theologie deßwegen, weil ſie rationaliſtiſch geworden ſey, die Entſtehung der Myſtik vorzuwerfen, iſt daher ungereimt; eher mögte man ihr vorwerfen, daß ſie die Myſtik ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts erſtickt habe. Eben ſo wenig aber hat ſie auch den Hang zur Myſtik wieder geweckt; ſondern dieſes Wiedererwachen iſt ein Beweis, daß das Religiöſe wieder anfängt die Gemüther zu bewegen. Dieſer Myſticismus iſt daher kein ſchlimmes, ſondern ein gutes Zeichen; keine Krankheit, ſondern ein Symptom der Geneſung. Das Gegentheil der Myſtik iſt nämlich jene materialiſtiſche Denkart, welche alles für Wahn hält, was ſich nicht greifen und ſchmecken läßt; jener Empirismus des gemeinen Verſtandes (nicht der Vernunft), für welchen nur die Gegenſtände der Sinnerkenntniß etwas Reales, die Ideen der Vernunft, die Ahndungen des Gemüths, der Glaube an das Unſichtbare aber nichts als Wahn und Täuſchung ſind. Dieſes war das Princip der aus Frankreich gekommenen Freigeiſterei. Das Wort Glaube war ihr lächerlich, die Ahndung des Ueberſinnlichen im Gemüthe Schwärmerei, die Erhebung des Herzens zum Unendlichen eine Thorheit, die Furcht vor Gott eine Schwachheit, und die Verehrung des Heiligſten ein nutzloſer Zwang. So lange dieſe Denkart herrſchte, war die Myſtik ausgeſtorben. Das ſporadiſche Wiedererwachen der letztern verkündigt uns das Verſchwinden jenes glaubensloſen empiriſchen Materialismus, und die neue Mor-

genröthe einer glaubensreichern und religiöſern Zeit. Wenn es hierbei bei Einzelnen nicht ohne Uebertreibung und Schwärmerei, nicht ohne ein Nebeln mit bunten Bildern und ein Schwebeln in dunkeln Gefühlen abgeht; ſo iſt dieſes nichts als eine ganz gewöhnliche Folge des Zurückgehens von einem Extrem, auf das man gerathen war. Es iſt ganz natürlich, daß manche weiche Gemüther, in denen Gefühle und Sinnlichkeit vorherrſchen, vom Nichtsglauben zum Ueberglauben überſpringen; und dieſe ſind es, die unſern Gottesdienſt zum katholiſirenden Schauſpiele machen mögten, oder ſich in die Arme Roms werfen, deſſen ſinnlicher pomphafter Gottesdienſt ihnen Augen und Ohren füllt. Denn nichts iſt leichter, als daß der empiriſche Materialismus einen ſolchen Umſchlag erleidet. Er wird religiöſer Materialismus, der ſich nicht begnügt, das Religiöſe und Ueberſinnliche als Idee in der Vernunft und als etwas Reales in der Ahndung und dem Glauben zu haben, ſondern der das Ueberſinnliche in der Empfindung, in Augen und Ohren haben, und gleichſam mit Händen greifen und mit den Armen umfaſſen will. Gewohnt, nur das Sinnliche für real zu halten, muß ihm auch das Göttliche ein Sinnliches werden, wenn er es glauben, wenn es auf ihn wirken ſoll.

Indeſſen werden die Vernunft und der beſſere Geiſt des Evangeliums auch hier ihr Richteramt, oder wenn man lieber will, ihr Medicinalamt verwalten, und ſo wie ſie den frechen ſinnlichen Unglauben ſiegreich bekämpften, ſo werden ſie auch den ſchwärmeriſchen ſinnlichen Ueberglauben zu heilen wiſſen. Die Erſcheinung bezeugt indeſſen, wie ge-

ſagt, daß die Religion und die Kirche wieder auf ein wärmeres Intereſſe rechnen können.

---

§. 6.

Unwirkſame Mittel zur Bekämpfung der Unkirchlichkeit.

Daß die Unkirchlichkeit ein Uebel ſey, deſſen Entfernung man wünſchen müſſe, iſt bereits gezeigt worden. Allerdings aber verdient die Frage eine Erwägung: ob es überhaupt nothwendig oder rathſam ſey, für die Erhaltung der Kirchlichkeit poſitive Maaßregeln zu ergreifen, oder ob es nicht beſſer ſey, gar nichts zu thun, und Religion und Kirche ihrer eigenen Kraft und ihrem Geiſte zu überlaſſen?

Es würde ein grober Irrthum ſeyn, wenn man glauben wollte, Kirche und Religion würden zu Grunde gehen, wenn ſie der Staat nicht hielte, oder ſie exiſtirten nur durch den guten Willen des Staats. Das Chriſtenthum und mit ihm die chriſtliche Kirche, entſtand ohne Hülfe, ja gegen den Willen der politiſchen Mächte, und wuchs trotz alles Widerſtrebens der Politik drei Jahrhunderte lang ſo kräftig, bis es die kurze Weisheit der Politik überwuchs. Auch unſre proteſtantiſche Kirche entſtand und wuchs ohne Beihülfe des Staats durch ihre eigene Kraft, und bedurfte dieſer Hülfe nur erſt dann, als man ſie mit offener Gewalt zu zerſtören ſuchte. Auch gibt es für die bürgerliche Geſellſchaft durchaus kein erlaubtes Mittel, direct auf die Erhaltung einer gewiſſen Form der Religion und des Kirchenweſens zu wirken. Denn Zwang zur Kirche, zum Glauben, Wacht über ab-

weichende Meinungen, Strafen für ſolche Meinungen, welche mit der Lehre der Kirche ſtritten, wären eben ſo ungerecht als unwirkſam und widerſinning. Denn Gefühle des Herzens und Glaube, der nichts anders iſt als ein Gefühl der Vernunft, können nimmer gebothen, und der Zweifel, der Unglaube nimmer verbothen werden. Und wie wollte man bei der Beſchaffenheit unſrer Kultur, unſres Schriftweſens, unſrer Wiſſenſchaften und Staatsverfaſſungen einen ſolchen widerſinnigen Zwang jemals zur Wirklichkeit bringen? — Und haben denn die tauſend blutigen Opfer, welche die römiſche Kirche Jahrhunderte lang mit furchtbarer Conſequenz für ihres Kirchenzuſtandes Erhaltung dem Tode weihete, haben ſie dieſe Kirche vor dem Geiſte der Unkirchlichkeit bewahren, und den großen Riß ihres Kirchenweſens, der durch die Reformation geſchah, hindern oder wieder heilen können? — Hinweg alſo mit jedem Gedanken an Kirchenzwang und Glaubensgericht. Beide ſind den Grundſätzen des Chriſtenthums und der Vernunft zuwider, und haben nur die Wirkung jeder Tyrannei, nämlich Haß, Widerſtand und Empörung zu erregen. Auch müßte eine Sache, die blos durch Zwang und politiſche Gewalt aufrecht zu erhalten wäre, eine ſehr ſchlechte Sache und der Mühe des Haltens nicht werth ſeyn. Jede Wahrheit und jede wirklich gute Sache trägt ſich von ſelbſt, ruht auf eigener Kraft und bedarf des mit Feſſeln, Schwert und Pechfackel gerüſteten Arms der Gewalt nicht. Die Kirche ſoll kein Zuchthaus werden; und ſo wenig eine Tugend, welche nur ſtrenge Wacht vor dem Falle bewahrt, der Mühe des Bewachens werth iſt, eben ſo wenig iſt eine Wahrheit, welche ſich ohne Religionseide, Cenſur, Bücherverbothe, Bann, Inquiſition,

Gefängniß und Scheiterhaufen nicht erhalten kann; der Koſten werth, die auf ihre Aufrechthaltung verwendet werden.

Doch folgt daraus nicht, daß gar nichts zu thun ſey, oder gethan werden könne, um das Gedeihen des Wahren und Guten zu befördern. Nur von Zwang und Gewalt ſoll nicht die Rede ſeyn, welche in Sachen der Ueberzeugung nimmer zuläſſig ſind. Aber darum gibt es noch viele Mittel und Wege, wodurch dem Wahren und Guten Raum gemacht, und das Verkennen und Verachten deſſelben gehindert wird. Man leſe das Gleichniß, Matth. Kap. 13, v. 3 ff. vom ausgeſtreuten edlen Saamen, von welchem ein Theil auf Felſen, ein andrer unter die Dornen, ein andrer auf feſtgetretenen Boden fiel. Die Anwendung kann jeder machen. — Es iſt nicht genug, daß das Wahre und Gute nur irgendwo in einem Kopfe erkannt wird, ſondern es muß, ſoll es wirkſam ſeyn, allgemein erkannt werden. Es iſt nicht genug, daß die Lehre Jeſu wahr iſt, ſondern ſie muß auch Hohen und Niedern verkündigt werden; denn „der Glaube kommt aus Predigt.“ Es muß alſo Lehrer der religiöſen Wahrheit geben, und man muß dieſe in ſolche Verhältniſſe ſtellen, daß ſie ſich dem Geſchäfte mit Erfolg widmen können. Iſt die Wahrheit, wie das edle Metall mit Unächtem und Schlechtem vermiſcht worden, und deßhalb in Gefahr verkannt und weggeworfen zu werden, ſo muß man ſie davon reinigen, und die mit ihr verbundenen Mißbräuche und Irthümer davon trennen. Iſt ſie angegriffen, ſo muß man ſie vertheidigen. Wird ſie von den Nebeln des Irrthums verdeckt, ſo muß man dieſe zerſtreuen. Wird ſie vergeſſen, und läuft die Welt einer neuen glänzenden Thor-

heit nach; ſo muß man den Verblendeten ihren Werth fühlbar machen. Gibt es Mißbräuche, Einrichtungen, Sitten, die ihre Wirkſamkeit hemmen; ſo muß man dieſe Hinderniſſe zu beſeitigen ſuchen.

Dieſes alles aber iſt um ſo nothwendiger, da jede Religion eine Kirche werden muß, wenn ſie nicht als bloße Doctrin das Eigenthum einiger wenigen ſeyn ſoll. Auch das Chriſtenthum mußte daher eine Kirche werden, als ein äußerliches Religionsweſen in die geſellſchaftlichen Verbindungen der Menſchen eintreten, und den Einflüſſen der beſondern Beſchaffenheit des geſelligen Zuſtandes unterworfen werden. Es hat daher ſeine Lehranſtalten, ſeine heiligen Symbole und Gebräuche, ſeine Sacramente, Feſte und Uebungen, durch welche es den innern Menſchen ergreifen und heiligen ſoll. Es hat auch ſeine materiellen Mittel, Geld, Eigenthum, Anſtalten, Gebäude, durch welche es einen kirchlichen Zuſtand möglich macht und erhält, und ſeinen Zwecken zuſtrebt. Von der Beſchaffenheit und Wirkſamkeit dieſer Mittel, von dem Verhältniß der Kirche zum Staate hängt daher ein großer Theil der glücklichen Wirkungen des Kirchenweſens ſelbſt ab. Fehlt es an Lehrern und Lehre, ſo wird die Wahrheit allmählig unbekannt, mit Irrthum vermiſcht und folglich unwirkſam werden auf die Gemüther. Steht der Staat in einer falſchen Stellung gegen die Kirche, verfügt er über ihr Vermögen und ihre materiellen Kräfte, hemmt er ihre innere Diſciplin, löſet er den Einfluß des Standes der Lehrer allmählig auf, läßt er die kirchlichen Anſtalten ohne Unterſtützung, begünſtigt er direct oder indirect die Gleichgültigkeit gegen die Kirche; ſo wird dieſes alles nachtheilig auf die Kirche wirken, ihre Kraft lähmen, und mit ihr die

Religioſität erſchüttern. Dieſe nachtheiligen Wirkungen würden aber deſto gewiſſer eintreten, wenn, wie in proteſtantiſchen Ländern, das Staatsoberhaupt zugleich Oberdirector der Kirche iſt. Denn dann würde nicht nur die Kirche gegen nachtheilige Staatsverfügungen ohne allen Schutz ſeyn, ſondern ſchon die Vernachläſſigung des Kirchendirectoriums allein eine dem ganzen Kirchenweſen fühlbare und verderbliche Lähmung hervorbringen. Die Dinge gehen nicht ſowohl durch das zu Grunde, was gegen ſie geſchieht, als durch das, was für ſie nicht geſchieht. Das letztere iſt ein nagender Wurm in ihrem Innern, der die Lebenskraft tödtet; wo aber dieſe friſch iſt, da erhält ſich das Gute leicht gegen äußere Feindſeligkeit. Die innere Vernachläſſigung der Staaten und Völker führte ſie ſtets dem Untergang entgegen; der äußere Feind wurde aber gewöhnlich abgeſchlagen, wenn im Innern Leben und Ordnung war.

Es iſt daher offenbar, daß in der proteſtantiſchen Kirche viel geſchehen kann, um Kirchlichkeit und Religioſität zu befördern, aber auch viel, um beides zu hindern. Es gibt alſo Mittel, der Unkirchlichkeit zu ſteuern und die Kirchlichkeit zu heben, welche von Zwang und Gewalt, wodurch das Chriſtenthum doch nicht erhalten werden würde, wenn es nicht Wahrheit wäre, weit entfernt ſind. Welches dieſe Mittel wohl ſind, das verdient eine genaue Unterſuchung.

Das was oben über den Urſprung der Unkirchlichkeit geſagt worden iſt, muß uns hier leiten, und wird uns vor dem Fehlgriffe bewahren, die Erhaltung und Wiederbelebung der Kirchlichkeit von Mitteln zu erwarten, die man oft für die einzig wirkſamen ausgibt, und die doch nur wenig oder nichts wirken werden.

Daß Zwang und Einſchränkung der Gewiſſens- und Lehrfreiheit theils an ſich unrecht, theils in der Ausführung unmöglich, theils aber auch für den angegebenen Zweck nutzlos ſey, davon haben wir uns ſchon überzeugt; und wir dürfen uns nur an die Entſtehung der Unkirchlichkeit erinnern, um jeden Gedanken, dadurch der Kirche aufhelfen zu wollen, ſogleich als eine Ungereimtheit zu erkennen.

Eben ſo wirkungslos aber würde es ſeyn, wenn man die Wiederherſtellung der Kirchlichkeit von dem ſtrengen Feſthalten an dem ſcholaſtiſch-dogmatiſchen Syſtem des 16ten und 17ten Jahrhunderts erwarten wollte. Manche wähnen gutmüthig, daß wenn die Theologen ſich wieder zu dieſem Syſtem wendeten, und die Prediger nach ihm predigten, auch die Kirchlichkeit der frühern Zeit wieder herbeigezaubert werden würde, und ſie ſind daher oft in Wahrheit hart in ihrem Urtheile über die neuere Theologie und erklären ſie wegen ihrer Abweichung vom alten Glauben wohl gerade zu für eine Verrätherin und Verſtörerin des Heiligthums. Daß dieſer Vorwurf geſchichtlich unwahr ſey, iſt oben ſchon gezeigt worden. Die Unkirchlichkeit entſtand während jenes Syſtem noch blühte; ſie entſtand nicht durch dieſes Syſtem; ſie konnte aber auch durch daſſelbe nicht aufgehalten werden. Wie will man denn hoffen, daß daſſelbe jetzt, wo es doch nie wieder allgemein werden dürfte, etwas leiſten ſoll, was es nicht zu leiſten vermochte, als es noch in ſeiner vollen Wirkſamkeit war und allgemein herrſchte? Und geſetzt, daß auch alle Theologen, gleichſam in gemeinſchaftlicher Verabredung, zu dieſem Syſteme zurückkehrten, wäre dadurch auch die Kirche für dieſes Syſtem wieder gewonnen, würde es dadurch

auch zugleich das Syſtem der Philoſophen, Rechtsge⸗lehrten und der gebildeten Laien überhaupt? — Die Antwort gibt ſich von ſelbſt! Es würde ein Zwieſpalt zwiſchen den Theologen und dem größern Theil der ge⸗bildeten Stände entſtehen, wodurch die Sache nur im⸗mer ſchlimmer und der Riß nur immer größer und un⸗heilbarer werden müßte. Denn es iſt ja hier nicht da⸗von die Rede, die Kirchlichen bey der Kirchlichkeit zu erhalten, ſondern davon, alle zu erhalten, und die der Kirchlichkeit entfremdeten Individuen von den hö⸗hern Ständen, den Gelehrten, den Kaufleuten, den Gebildeten überhaupt der Kirche wieder zuzuwenden. Das wird nicht dadurch geſchehen, daß wir ihnen Anſich⸗ten vorhalten, welche ſie längſt aufgegeben, ſie auf Grün⸗de verweiſen, welche ſie längſt verworfen haben, und ih⸗nen die Kirche in einer Geſtalt zeigen, welche ihnen früher ſo ſehr mißfiel, daß ſie ſich kaltſinnig von ihr entfernten.

Ueberhaupt aber dürfte man es geradezu für un⸗möglich aber auch für unnütz erklären, jenes Syſtem wieder in volle Herrſchaft zu ſetzen. Die Geſchichte lehrt unwiderſprechlich, daß man den Zeiger der Menſch⸗heit nicht, wie den Zeiger einer Uhr, um einige Jahr⸗hunderte zurückſtellen kann, und daß die einmal ver⸗gangene Zeit nie in gleicher Art wieder zurückgebracht werden konnte. So auch in der Theologie. Daß das theologiſche Syſtem im Laufe dreier Jahrhunderte, in denen alle Wiſſenſchaften Rieſenſchritte machten, nicht unverändert bleiben konnte, iſt ſo klar, daß es ſchwach wäre, darüber klagen und in Vorwürfe gegen die Theologie ausbrechen zu wollen. Das große Prin⸗cip der proteſtantiſchen Kirche, daß nur die erweis⸗liche Lehre der heiligen Schrift Regel des Glaubens und Lebens der Chriſten ſeyn ſoll, dieſes

Palladium Luther's und der Reformation, das die Concordienformel feierlich ſanctionirte, — zugleich das Palladium unſrer Gewiſſensfreiheit, enthielt nicht nur die Möglichkeit ſondern auch die Rechtmäßigkeit einer Verbeſſerung unſrer theologiſchen Syſteme. Denn es machte den Beſtand des dogmatiſchen Syſtems abhängig von der Schrifterklärung, alſo von den Fortſchritten in der Kenntniß der alten Sprachen, der Geſchichte, Kritik und den Wiſſenſchaften überhaupt. Je mehr ſich die evangeliſche Kirche in dieſen Wiſſenſchaften vervollkommnete, je weiter ſie darin über die ſchwachen Anfänge der Reformation hinauskam, deſto unvermeidlicher mußte ſie ihr dogmatiſches Syſtem verbeſſern. Denn da ſie dieſes Syſtem nur darum angenommen hat, weil ſie glaubt, daſſelbe in der heil. Schrift zu finden; ſo muß ſie mit moraliſcher Nothwendigkeit das ab- und wegthun, wovon ſie bei beſſerer Erkenntniß einſieht, daß es nicht Lehre der Schrift iſt. Das iſt eben der große Vorzug der evangeliſchen Kirche vor der katholiſchen. Die letztere hat die kirchliche Auslegung der göttlichen Wahrheit auch für etwas Göttliches und Unveränderliches erklärt, und dadurch ſich ſelbſt den Weg verlegt, früher aufgefaßte falſche Anſichten jemals aufzugeben, wodurch ſie mit der fortgeſchrittenen Kultur der Wiſſenſchaften immer mehr in Widerſpruch geräth, und, weil ſie nicht nachgeben kann, durch den Trieb der Selbſterhaltung gedrungen wird, den Fortſchritt der Kultur ſelbſt durch gewaltſame Mittel, beſonders die Inquiſition und eine jeſuitiſche, den Geiſt verdüſternde Erziehung der Jugend, zu hemmen. Die evangeliſche Kirche hingegen hat die kirchliche Auslegung der göttlichen Lehre nicht für göttlich und unfehlbar erklärt, ſondern ihr

nur in ſo fern ein Anſehen beigelegt, in wiefern ſie ſich aus den Urkunden der göttlichen Offenbarung der heiligen Schrift, erweiſen läßt. Dadurch iſt der unſchädliche Weg geöffnet, auf dem die Kirche und das Chriſtenthum mit den wiſſenſchaftlichen Fortſchritten der Zeit ſtets in Einklang geſezt werden kann, ohne doch die göttliche Wahrheit zu gefährden. Die evangeliſche Kirche iſt daher keine Feindin, ſondern eine Beförderin der Wiſſenſchaft und Kultur. Es war daher ein offener Widerſpruch gegen den erſten Grundſatz unſrer Kirche und ihrer Bekenntniſſe, daß jüngſt in einem evangeliſchen Lande verordnet wurde, die Auslegung der Schrift ſolle ſich nach der kirchlichen Dogmatik richten, welches nichts anders iſt, als der Grundſatz der römiſchen Kirche, daß die Auslegung der Schrift nur nach den frühern Erklärungen der Kirche und der Kirchenväter erfolgen müſſe. Hätte Luther ſich eine ſolche Vorſchrift gemacht, ſo hätte er nie reformiren dürfen. Es war aber auch ſein Wille nicht, daß man bei dem Puncte der religiöſen Einſicht, den er erreicht hatte, ſtehen bleiben ſollte. Er gab uns vielmehr ſelbſt das Beiſpiel der freien Beurtheilung der heil. Schrift, indem er auch die Bücher der Schrift, die er nicht für göttlichen und ächtapoſtoliſchen Urſprungs hielt, auszeichnete, z. B. die Apokryphen des A. T. und den Brief Jakobi. Er war darin ſehr conſequent; denn wenn er die Schrift als Quelle der göttlichen Lehre anſah, ſo mußte er es auch für erlaubt, ja für Pflicht halten, ſolche Bücher, die man früher in Irrthum der heil. Schrift beigegeben hatte, von ihr zu ſcheiden.

Die kirchliche Dogmatik, wenn ſie nicht aufhören wollte eine evangeliſche zu ſeyn, konnte ſich alſo den Fortſchritten der Wiſſenſchaften in drei Jahrhunderten

nicht entziehen. Wie vermöchte ſie es aber jetzt? — Soll die Theologie alles was in drei Jahrhunderten in den Wiſſenſchaften geleiſtet worden iſt, vergeſſen, oder es gefliſſentlich ignoriren? — Eins iſt ſo unmöglich als das Andre.

Sodann aber haben wir uns auch oben ſchon überzeugt, daß die Periode der Unkirchlichkeit ſelbſt für die Theologie in ſo fern wohlthätig wurde, in wiefern ſie die Theologen auf ihr Hauptprincip hinführte, nämlich, ſich nur an die Lehre des Evangeliums ſelbſt zu halten, und dadurch die ſcholaſtiſche Dogmatik zu einer bibliſchen machte, und von der kirchlichen Polemik über unfruchtbare Streitſätze zu dem Practiſchen, wahrhaft Evangeliſchen und Nützlichen führte. Die proteſtantiſche Kirche kam dadurch ihrer urſprünglichen Beſtimmung, eine evangeliſche Kirche zu ſeyn, wirklich näher, und es wäre offenbar ein Rückſchritt und eine Abweichung von dem erſten Grundſatze unſrer Kirche ſelbſt, wenn man ihr die Theologie des 17ten Jahrhunderts wieder aufdringen wollte. Nur jenes Hauptprincip ſelbſt muß man feſt und heilig halten; denn auf ihm beruht unſre Kirche, auf ihm die chriſtliche Kirche überhaupt. Denn nicht Luther's noch irgend eines andern noch ſo berühmten Lehrers iſt die Kirche, ſondern Chriſti; und nicht Luther's noch eines andern Kirchenlehrers, ſelbſt nicht, wie der Apoſtel ſagt, eines Engels vom Himmel Evangelium ſollen wir hören, ſondern Chriſti. Auf dieſes iſt die Kirche gegründet, auf dieſem allein ſoll ſie ſtehen, — durch dieſes allein kann ſie auch erhalten und befeſtigt werden.

Eben ſo wenig aber darf man die Hülfe gegen Unkirchlichkeit allein von den Predigern und ihren Pre-

digten erwarten. Wir haben uns ſchon überzeugt, daß die Veränderungen in dem Materiellen und Formellen der Predigten die Unkirchlichkeit nicht erzeugt haben; ſie wird alſo auch auf dieſem Wege nicht verbannt werden, wenigſtens nicht dadurch allein. Daß gute Prediger, welche ſich von der ſcholaſtiſchen Dogmatik und blos philoſophiſchen Demonſtrationen gleichweit entfernt halten, und das ſind, was ſie ſeyn ſollen, Prediger des Chriſtenthums, Verkündiger des Evangeliums, wohl viel dazu beitragen können, in ihren Gemeinden Religioſität und Kirchlichkeit aufrecht zu erhalten, iſt außer Streit; ſo wie auch niemand läugnen wird, daß ein bloßes Geſchwätz, aus oft ſchlecht verſtandener und übel verdauter Philoſophie hervorgehend, und von evangeliſchem Geiſte entblößet, dazu beitragen muß, in einzelnen Gemeinden, die Unkirchlichkeit zu befördern. Das alles aber ſind blos partielle Wirkungen; hier aber gilt es einer Wirkung ins Große, einer Einwirkung auf die Stände, welche die Kirche nicht zu beſuchen pflegen, und für evangeliſche Erbauung noch unempfänglicher ſind als für philoſophiſche. Wie dieſe wieder dahin, daß ſie unſre Kirchen beſuchen, zu bringen, wie ſie der chriſtlichen Erbauung fähig und für ſie empfänglich zu machen ſind, davon iſt die Rede.

Es ſpringt daher auch in die Augen, daß dieſer Zweck nicht durch Strafpredigten über Vergnügungsſucht und Kirchenvernachläſſigung erreicht werden kann. Es iſt zwar kein Streit, daß der Religionslehrer ſowohl Erlaubniß als Pflicht hat, gegen beides bei ſchicklicher Gelegenheit ſeine Stimme zu erheben. Aber nie darf es Grundton ſeiner Predigten werden. Es iſt Arznei; und dieſe muß man ſelten und in mäßiger Gabe reichen, nicht aber ſie gleichſam

zum täglichen Brode machen. Für die Kirchlichen bedarf es ſolcher Predigten nicht; die Unkirchlichen aber hören ſie nicht, und für dieſe iſt daher alle Arbeit verloren. Ueberhaupt iſt es ſehr bedenklich für den Prediger, ſich dem Hange zu Strafpredigten zu überlaſſen; beſonders im Punkte der Kirchlichkeit. Man bekommt dabei leicht eine Bitterkeit, Strenge und Säure, welche nur erbittert, ſtatt zu beſſern, und bei welcher der Prediger glücklich genug iſt, wenn man ſie ihm ſeiner ſonſtigen Verdienſte wegen zu Gute hält; man überläßt ſich ſehr leicht Uebertreibungen, die der guten Sache mehr ſchaden als nützen, wenn ſie nicht gar lächerlich werden; man ſetzt ſich endlich bei dem Eifern für Kirchlichkeit dem Verdachte aus, als ob man nur über den Mangel an Beifall empfindlich ſey. Die Kirche iſt ein Ort der Andacht; die, welche ſie beſuchen, wollen erbaut ſeyn, ihre Seele zu Gott erhoben fühlen. Das Schelten auf Fehler, welche ſie nicht haben, wird ſie nicht erbauen, ſondern ihnen die Kirche verleiden. Das Gefühl für das Schöne wird erweckt, wenn man dem Auge das Schöne ſelbſt zur Beſchauung vorhält, und das Harmoniſche ſeiner Verhältniſſe ererklärt, nicht aber durch das Verweiſen auf das Häßliche. Die Religion, der Seele in ihrer Schönheit, Würde und Wohlthätigkeit vorgehalten, wird ſie ſicherer zum Himmel erheben als das Zerrbild der Irreligioſität. Der Anblick der Hölle kann ſchrecken; aber nur der Anblick des Himmels begeiſtern, und der Menſch ergibt ſich der Liebe leichter als dem Haſſe, der Hoffnung williger als der Furcht. Auch weckt das Schelten die erſtorbene Liebe nicht, und erhält nicht die lebende; ſondern der Reiz, empfunden nach ſeinem ganzen Werthe, iſt es, der dauernd feſſelt.

Daß endlich die Kirchlichkeit außerordentlich gefördert werden würde, wenn die höhern Stände hierin mit einem vorleuchtenden Beiſpiele allgemein vorangehen wollten, iſt ganz außer Streit, und Swift hatte ganz recht, wenn er behauptete, daß, wenn Frömmigkeit und Tugend in Verfall kämen, die Religion durch das Beiſpiel der Fürſten und der Regierung am Beſten gefördert werden könne. Aber dieſes iſt die Sache ſelbſt, deren Beförderungsmittel wir hier aufſuchen. Die Frage iſt eben, wie die höhern und die gebildeten Stände für die Kirchlichkeit wieder gewonnen, alſo dahin gebracht werden können, ein gutes Beiſpiel in der Kirchlichkeit zu geben.

Es ſcheint aber hierbei auf folgende Punkte hauptſächlich anzukommen: 1) auf einen beſſeren Unterricht, 2) einen zweckmäßigen Kultus, 3) eine beſſere Kirchenverfaſſung, 4) die Unterſtützung des Staats, und 5) eine vortheilhaftere Stellung des geiſtlichen Standes.

---

§. 7.

Angemeſſene Mittel zur Belebung der Kirchlichkeit: ein beſſerer Unterricht in der natürlichen und chriſtlichen Religion, und Verbeſſerung der öffentlichen Gottesverehrung.

In Hinſicht des Unterrichts muß man zwar mit Dank anerkennen, daß in den Volksſchulen in unſern Zeiten viel dafür geſchehen iſt, obgleich lange nicht alles, was erforderlich iſt, und wohl geſchehen könnte. Aber deſto weniger pflegt in der Regel für den religiö-

ſen Unterricht der höhern Stände und der Gelehrten zu geſchehen, und hierin liegt unbezweifelt ein Haupthinderniß der Wiederbelebung der Kirchlichkeit. Soll nämlich unter den gebildeten Ständen etwas Durchgreifendes für dieſen Zweck geſchehen, ſo muß bei ihrer Bildung ein doppelter Unterricht ſorgfältig ertheilt werden; nämlich theils ein ausführlicher, gründlicher Unterricht in der ſogenannten natürlichen Religion, theils ein zweckmäßiger gründlicher Unterricht über das Chriſtenthum, ſeine Lehren und Anſtalten.

Es iſt ein ſehr nachtheiliger Fehler unſers religiöſen Unterrichts in niedern ſowohl als in höhern Schulen, daß man die natürliche Religion, d. i. die philoſophiſche Religionslehre nicht ausführlich und ſorgfältig vorträgt, ſondern ſie nur als Nebenſache, ja vielleicht als etwas Ueberflüſſiges und mit dem Unterrichte im Chriſtenthume Unvereinbares betrachtet. Man glaubte bei dem Chriſtenthume der natürlichen Religion entbehren zu können, ja man hielt die Vernunft für eine Gegnerin des Chriſtenthums, und ſetzte ſie herab als eine der Erkenntniß der Wahrheit unfähige Kraft. Luther's Eifer gegen die Vernunft, (der aber nicht der Vernunft, ſondern dem empiriſchen Verſtande galt, der immer zum Unglauben an alles überſinnliche hinneigt,) verführte Viele, alle Vernunft überhaupt für etwas Ungewiſſes, Verderbliches, mit dem chriſtlichen Glauben Unverträgliches darzuſtellen, und darum auch in dem Unterrichte die philoſophiſche Religionslehre zu vernachläßigen. Man ſollte aber bedenken, daß dieſe Religionslehre die erſte, ja die einzige Grundlage aller Religion überhaupt iſt. Denn wer überhaupt keine Religion hat, der wird auch keine

chriſtliche Religion haben; und wer die heiligen Ideen der Vernunft von Gott, Vorſehung, moraliſcher Beſtimmung, Unſterblichkeit, Vergeltung ꝛc. verwirft, der wird noch weniger die chriſtliche Darſtellung dieſer Ideen zulaſſen. Wer dagegen den chriſtlichen Glauben hat, der hat auch nothwendig den Glauben an die Wahrheit der Ideen der natürlichen Religion, aber nicht nothwendig umgekehrt. Iſt der Menſch von Natur der Religion nicht fähig, ſo iſt er auch einer geoffenbarten Religion unfähig. Kann ſeine Vernunft die Gegenſtände aller Religion nicht finden, nicht faſſen, nicht glauben; ſo kann ſie auch keine Offenbarungen über dieſe Gegenſtände faſſen und glauben. Es iſt daher ein thörichtes Verfahren, erſt das Subject „Religion" vernichten, und doch dann dieſem Subject ein Prädicat, „chriſtliche, geoffenbarte" beilegen zu wollen. Non entis nulla sunt praedicata. — Das Chriſtenthum als ganz unverträglich mit der durch die Vernunft begründeten Religioſität darſtellen, oder die Vernunft für eine, dem chriſtlichen Glauben nothwendig feindſelige, unbrauchbare, nur Verwirrung ſtiftende Kraft erklären, iſt eine Thorheit, der Thorheit deſſen gleich, der die Fundamente ſeines Hauſes untergrübe, um dadurch ſeine Feſtigkeit zu ſichern. Hat denn Paulus Röm. Kap. 1., v. 19. 20. Kap. 2., v. 14. 15. umſonſt geſchrieben, daß die Heiden Gott durch die Vernunft aus der Natur erkennen könnten, und daher wegen ihrer Abgötterei und Laſterhaftigkeit keine Entſchuldigung hätten? — Wäre wirklich die Vernunft ganz unfähig, religiöſe Wahrheit zu erkennen, ſo würden wir auch ewig ungewiß bleiben müſſen, ob wir mit dem Chriſtenthume, als einer göttlichen Anſtalt betrogen wären, und ob nicht andre

poſitive Religionen, z. B. der Islamismus eben ſo viel Recht auf einen göttlichen Urſprung habe. Denn alle Beweiſe für die Wahrheit und Göttlichkeit des Chriſtenthums, wie auch unſre cordateſten Theologen z. B. Reinhard, Döderlein, Storr ꝛc. behaupteten, muß ja die Vernunft beurtheilen.

Dazu kommt, daß die franzöſiſche Freigeiſterei, die auf Deutſchlands Boden verpflanzt die Frucht der Unkirchlichkeit trug, ſo böſen Geiſtes war, daß ſie nicht nur die Lehre der chriſtlichen Kirche angriff, ſondern alle Religion als Schwärmerei und Schwachheit darſtellte, und der natürlichen Religion eben ſo ſchädlich war als der chriſtlichen. Will man nun die von jenem Gifte ergriffenen heilen; will man überhaupt der Irreligioſität, welche die entſchiedendſte Verächterin der chriſtlichen Kirche und ihres Kultus iſt, wirkſam entgegen arbeiten; will man die jugendlichen Gemüther verwahren, daß ſie nicht in der Folge am natürlichen Religionsglauben und mit dieſem unvermeidlich am chriſtlichen Glauben Schiffbruch leiden; ſo bleibt nichts übrig, als einen recht feſten und friſchen Glauben an das, was man natürliche Religion nennt, zu erwecken und zu verbreiten. Noch iſt aber bis jetzt in Volksſchulen, beſonders aber in gelehrten Schulen dafür zu wenig gethan worden, und auch der Unterricht in der Theologie, der auf Gymnaſien und Lyceen ertheilt wird, iſt gewöhnlich nicht geeignet, dieſen Mangel zu erſetzen. Man überläßt dabei zu viel dem Zufalle, der doch nur ſelten die abſichtsvolle Veranſtaltung erſetzt; oder man vertraut auf die Natur des Menſchen, in welcher zwar die Grundlage aller Religion unaustilgbar vorhanden iſt, aber doch durchaus

der Entwickelung und Bildung bedarf, wenn ſie wirkſam und lebendig werden ſoll.

Noch mehr aber fehlt es an einem zweckmäßigen Unterricht im Chriſtenthume ſelbſt für die Nichttheologen unter den Gebildeten. Wenn man bedenkt, wie für den chriſtlichen Unterricht der Nichttheologen geſorgt iſt, ſo kann man es nicht befremdlich finden, daß ſo vielen unter ihnen die Kirchlichkeit fehlt. Denn was der Rechtsgelehrte, der Arzt, der Philolog, der Staatsmann u. ſ. w. empfängt, iſt meiſtens nur der Katechismusunterricht der niedern Schulen. Auf den Gymnaſien wird dieſer Mangel ſelten ergänzt, und der Unterricht nur zu oft auf die philologiſche Erklärung des neuen Teſtaments beſchränkt, oder auf das dogmatiſche Syſtem ſelbſt ausgedehnt. Auf der Univerſität denkt aber der Nichttheolog an das Studium des Chriſtenthums gar nicht, ſondern lebt ſeiner Brodwiſſenſchaft. Der Unterricht in der Philoſophie kann dieſen Mangel nicht erſetzen. Viele benutzen ihn nicht; viele faſſen ihn nicht; oft iſt er auch nicht geeignet, auf Erweckung der Religioſität zu wirken; und immer hat er, ſey er noch ſo gut, und werde er auch noch ſo gewiſſenhaft benutzt, nur mit der natürlichen Religion nicht aber mit dem Chriſtenthume zu ſchaffen. Die Folgen ſind, daß ſich der mangelhafte Jugendunterricht im Chriſtenthume wieder verwiſcht, daß er, inconſiſtent in ſich, ſeine Kraft über die Gemüther verliert, und daß endlich Gleichgültigkeit gegen das verkannte Chriſtenthum und die mit Vorurtheil betrachtete Kirche entſteht. Es iſt daher ſehr zu wünſchen, daß auf gelehrten Schulen und auf Univerſitäten ein Unterricht im Chriſtenthume für Nichttheologen berechnet, welchem jeder beizuwohnen

verbunden wäre, ertheilt würde, und es läßt ſich ſchwer ſagen, warum für dieſen Zweck, beſonders auf unſern Univerſitäten, gar nichts geſchehen iſt. Lernte die Jugend der gebildeten Stände in den Thatſachen des Chriſtenthums die religiöſen Ideen finden; lernte ſie das in ſeiner Lehre von der göttlichen Würde ſeines Stifters, vom Gottesreiche und der Kirche, die Himmel und Erde, Gegenwart und Zukunft umfaßt, von der Verſöhnung, die uns die Erreichbarkeit unſrer Beſtimmung ankündiget, von dem Widerſtreite der moraliſchen Vernunft und der Sinnlichkeit, von Auferſtehung, Gericht, Himmel und Hölle ꝛc. liegende ewig wahre und religiöſe Ideale erkennen; würde es ihrem Geiſte zur Beſchauung vorgehalten und ihr Herz dafür erwärmt: gewiß, ſie würden dann Chriſtenthum und chriſtliche Kirche nicht mit ſolchem Kaltſinne betrachten, wie ſie jetzt ſo oft thun. — Beſonders müßte man ihnen klar machen, von welchem Werthe für alles religiöſe Leben eine Kirche überhaupt, und die chriſtliche insbeſondere ſey, und wie ſie dießfalls den Kultus und die Sacramente anzuſehen hätten. Es wäre nicht nöthig, um ſie für den öffentlichen Gottesdienſt zu gewinnen, ihnen denſelben, wie vormals geſchah, als einen Gotte geleiſteten Dienſt darzuſtellen, der als vollbrachtes Werk (opus operatum) verdienſtlich ſey, und von Gott belohnt werde. Aber die, jedem Mitgliede der Kirche nach der Natur einer religiöſen Geſellſchaft obliegende Verbindlichkeit zur Theilnahme an den öffentlichen Verſammlungen; die hohe Gewalt, welche Rede, Geſang und Ceremonie, die erhebende Kraft, welche ſymboliſche Handlungen und das Gemeinſchaftliche und Feierliche der Andacht über das Gemüth ausüben; die Pflicht, ſo günſtige Gelegenhei-

ten und Mittel zur Belebung des Glaubens, der Tugend und Hoffnung nicht ungenutzt zu laſſen, da das menſchliche Herz ſolcher äußerlicher Anregungen einmal nicht entbehren kann; die ſittliche Verwilderung, in welche man ſo leicht geräth, wenn man dieſe wohlthätigen Hülfen der Tugend und der religiöſen Gefühle verſchmäht: dieſe und ähnliche Gründe, gehörig durchdacht und in ihrer Wichtigkeit empfunden, können ihre Wirkung auf die Gemüther nicht verfehlen, können wohl jeden, der nur natürliche Religion hat, wäre er auch kein Chriſt, in unſre Tempel führen, und müßten ihn die Errichtung einer öffentlichen Gottesverehrung wünſchen laſſen, wenn ſie nicht ſchon vorhanden wäre.

Daſſelbe gilt von der Feier des heiligen Gedächtnißmahles Jeſu. Man dürfte die gebildeten Stände wohl ſchwerlich für dieſe religiöſe Handlung dadurch gewinnen, daß man ſie ihnen aus dem Geſichtspunkt unſrer kirchlichen Unterſcheidungslehre darſtellte. Aber als ſymboliſches Bekenntniß des Theilnehmens und Theilhabens an der großen Gemeinde Jeſu auf Erden, der Gleichheit aller Menſchen vor Gott und der Pflicht der Menſchenachtung und Bruderliebe; als Gedächtnißmahl des größten und wohlthätigſten aller Sterblichen, und des höchſten Opfers für Wahrheit, Recht und der Brüder Wohlfahrt, das zugleich factiſch dem Gemüthe die Hoffnung beſtätigt, daß Gottes Gnade dem Reuigen verzeihen könne und wolle; als ſinnbildliche Verpflichtung des Menſchen, das Ewige dem Zeitlichen, das Göttliche dem Menſchlichen, das Rechte dem Unrechten vorziehen, und ihm auch das Theuerſte zum Opfer zu bringen; als Erweckung zur Treue gegen das in der Ewigkeit glänzende Ziel der

Menſchheit, zur demuthsvollen Ergebung in den räthſelhaften Willen der Vorſehung und zum Heldenmuthe in Gefahren und Leiden: von ſolchen Geſichtspuncten aufgefaßt wird das heilige Mahl jedem, wenn er nur ſonſt Religion hat, ein heiliges, erhebendes Mahl ſeyn, das er gern feiert.

Außer dieſem auf Belebung der Religioſität und Kirchlichkeit abzweckenden Unterricht auf gelehrten Schulen und Univerſitäten dürfte es aber auch zweckmäßig ſeyn, in den Städten dafür zu ſorgen, daß denen, welche Luſt und Muße haben, Schriften zu leſen, etwas Beſſeres dargeboten würde, als unſre Romanenliteratur. So vieles Vortreffliche ſie auch enthält, ſo viel Schlechtes, Schlüpfriges, Verwirrendes, die Leidenſchaften Erweckendes, die Religioſität Erkältendes hat ſie auch. Der Bürger, der leſen will, weiß weder das Beſſere zu wählen, noch will er es immer wählen; er greift mehr nach dem Unterhaltenden und Ergötzenden. Es würde aber gewiß für die ſittliche und kirchliche Bildung des Volks in den Städten von heilſamer Wirkung ſeyn, wenn man öffentliche Leſebibliotheken errichtete, aus denen jeder Einwohner des Orts unentgeltlich Schriften zum Leſen erhalten könnte. Dadurch würden die von Privatperſonen errichteten Leſebibliotheken, in denen man ſo vieles Zweckwidrige, Schlechte und ſelbſt Giftige findet, allmählig verſchwinden, und der Hang zum Leſen würde der ſittlichen Bildung des Volks nicht mehr gefährlich, ſondern nützlich werden. Solche Bibliotheken müßten unter der Aufſicht verſtändiger und ſittlicher Männer ſtehen, die das Beſte und Heilſamſte auszuwählen wüßten. Man werfe nicht ein, daß eine ſolche Anſtalt zu koſtſpielig wäre. Wer die Summen be-

denkt, die für andre, oft blos dem Vergnügen gewidmete Zwecke aufgebracht werden, der wird durch dieſen Einwurf nicht beunruhigt werden. Man dürfte nur wollen, ſo würde man auch können. Der Nutzen einer ſolchen Anſtalt für die öffentliche Wohlfahrt, für Religion und Sittlichkeit ſcheint aber ſo wenig zweifelhaft, daß man ſich wundern muß, warum man noch nicht an ihre Errichtung gedacht hat. An brauchbaren Schriften für dieſen Zweck fehlt es wahrhaftig nicht, und es würden ihrer, wenn es fehlte, bald in Menge erſcheinen, ſobald ſie ein beſtimmtes Bedürfniß würden.

Was den Kultus, oder den öffentlichen Gottesdienſt betrifft, ſo iſt er zu einem religiöſen Leben ſo unumgänglich erforderlich, daß ohne ihn nie irgend eine Religion war, auch nie eine ohne ihn ſeyn wird. Er iſt die Sprache der Religioſität, er erweckt aber auch rückwirkend die Religioſität, wie jedes Gebilde der Kunſt zugleich das Geſchöpf und der Vater äſthetiſcher Ideen iſt. — Der Reiz und die Kraft des Gottesdienſtes iſt aber nicht in ſeiner ſinnlichen Pracht, ſondern in ſeiner Angemeſſenheit zu den religiöſen Ideen, und in der Kraft dieſer über das menſchliche Gemüth zu ſuchen. Das lebhafte Gefühl der Nothwendigkeit, die religiöſen Empfindungen beim öffentlichen Gottesdienſte ſtärker anzuregen, als es zeither geſchehen iſt, verleitete manche zu dem Wahne, daß die Kirchlichkeit nur durch ſinnliche Mittel der Rührung gehoben werden könne, und ſie empfahlen daher einen ſinnlichern, pomphaftern Gottesdienſt nach dem Vorgange der katholiſchen Kirche. Sie bedachten aber nicht, daß jener ſinnliche Gottesdienſt der katholiſchen Kirche auf Dogmen beruht, welche der Proteſtant nimmer annehmen kann, und daß die Unkirchlichkeit mit-

ten in den Ländern, — Italien und Frankreich — entſtand und groß wuchs, in denen dieſer Gottesdienſt herrſchte. Nicht das Sinnliche und Bildliche iſt die Hauptſache, ſondern die Ideen ſind es, die dadurch dargeſtellt und in dem Gemüthe geweckt werden ſollen. Die Ceremonie, die ſymboliſche Handlung muß daher in einem harmoniſchen Verhältniſſe zu der Idee, die ſie darſtellen ſoll, ſtehen; ſonſt wird ſie entweder der Vernunft anſtößig, oder ſie wirkt wilde Schwärmerei, wenn ſie die Vernunft durch das Gefühl überwältigt. Dieſer Mangel an Angemeſſenheit der kirchlichen Handlung zu Ideen findet ſich z. B. bei dem feierlichſten Theile des katholiſchen Gottesdienſtes, der Meſſe, die man deßhalb ſehr mit Unrecht als einen Kultus empfohlen hat, der beſonders geeignet ſey, das Gemüth zu erheben. Sie ſoll ihrer Abſicht nach keine Ideen in dem Gemüthe erwecken, ſondern Glauben an gewiſſe überſinnliche Wirkungen. Das Wunder der Verwandlung des Brodes in den Leib Chriſti, das Opfern dieſes göttlichen Leibes zur Sündenvergebung fürs Volk, zur Erlöſung aus dem Fegefeuer, das ſind Handlungen, die keine Ideen, ſondern Dogmen, oder überſinnliche Wirkungen darſtellen ſollen, an welche der Proteſtant nach Vernunft und Schrift nicht glauben kann. Nun könnte man zwar religiöſe Ideen mit der Meßhandlung verbinden; aber dieſe würden durch das Aufheben der Hoſtie, durch ihre Anbetung vom Volke, ihr Herumtragen, durch die dabei gebrauchte Liturgie immer wieder zerſtört werden, weil dieſes alles nur allein auf jene Dogmen und die überſinnlichen Wirkungen der Meſſe hinweiſet. Man könnte alſo nur durch Kunſt und durch Hülfe der Einbildungskraft Ideen mit dieſer Handlung verknüpfen. So ſoll aber

die Liturgie nicht beſchaffen ſeyn. Sie muß zu den Ideen und Gefühlen, die ſie wecken und tragen ſoll, paſſen wie die Muſik zum Text, wie das Kleid zum Körper, wie die Geſtikulation zur Rede.

Es iſt daher bei der Liturgie nicht genug, nur die Sinnlichkeit zu afficiren, und Augen und Ohren zu füllen; ſondern alles äußere muß dabei das Unſichtbare darſtellen, und das Gefühl deſſelben wecken. Die ſinnliche Empfindung darf daher nicht ſo geſteigert werden, daß ſie vorherrſcht und die ganze Seele füllt; ſie darf nicht ſolche Gewalt haben, daß ſie die Thätigkeit der Vernunft in der Gewalt der Empfindungen untergehen läßt. Denn dann würde der Gottesdienſt zum Schauſpiele. Sie ſoll vielmehr die Thätigkeit der Vernunft erwecken, ſie auf das Göttliche richten, und es vermitteln, daß der Werth dieſes Göttlichen im Gefühle empfunden wird.

Dazu bedürfen wir keines andern, ſondern nur eines verbeſſerten Gottesdienſtes. Es iſt ſchon erinnert worden, daß unſer Kultus die weſentlichen religiöſen Elemente habe; aber es iſt auch nicht zu läugnen, daß er der Verbeſſerung bedarf. Hierüber hier ins Einzelne zu gehen iſt nicht nöthig, da in unſern Zeiten dieſer Gegenſtand ſo vielſeitig erörtert worden iſt, und eine Prüfung des Einzelnen nur für die Theologen von Beruf gehört. Doch werden einige allgemeine Geſichtspunkte hier Erwähnung verdienen, um auf die Nothwendigkeit ſolcher Verbeſſerungen aufmerkſam zu machen, und vor jener Indolenz zu warnen, welche alle Vorſchläge dieſer Art als unnütze Neuerungen verwirft, und jedem Verſuch weſentlicher Verbeſſerungen mit geſuchten Schwierigkeiten in den Weg tritt.

Der öffentliche Gottesdienſt hat einen doppelten Zweck; theils ſoll er Lehranſtalt ſeyn, und das für die erwachſenen Chriſten im Großen leiſten, was die Schule für die Unerwachſenen im Kleinen leiſtet; theils ſoll er durch gemeinſames Bekenntniß der religiöſen Ueberzeugung, gemeinſames Gebeth, Geſang, Rede und Ceremonie die religiöſen Gefühle erregen, und die Wahrheit, Würde und Wohlthätigkeit des religiöſen Glaubens dem Herzem fühlbar machen.

Unſer Gottesdienſt, der die Grundform, die er bei der Reformation erhielt, beibehalten hat, ſtrebt mehr dem erſtern als dem letztern Zwecke zu. Als unſre Kirche ſich vor dreihundert Jahren bildete, da war der Lehrzweck die Hauptſache, und mußte es nach der Lage der Dinge ſeyn. Die Chriſten waren von ſo großer Unwiſſenheit, von ſo vielen Irrthümern und Aberglauben befangen, und mit dem Inhalte der heiligen Schrift, und den evangeliſchen Wahrheiten ſo wenig bekannt, daß man zuerſt alle Kraft darauf richten mußte, Licht im Verſtande zu ſchaffen. Auch war ein ſolcher ſorgfältiger Unterricht das beſte Mittel gegen einen damals öfters drohenden Rückfall zum Papſtthum. Es war daher natürlich, daß bei den Proteſtanten der didactiſche Zweck des Gottesdienſtes herausgehoben, und die Predigt die Hauptſache wurde. Dieſe war nach ihrer erſten Beſtimmung nicht geiſtliche Redekunſt, ſondern populäre Schrifterklärung. So finden wir ſie bei Luther. Man hielt keinen Gottesdienſt ohne Predigt, und man predigte alle Tage in der Woche, weil des Schuttes viel aufzuräumen war. Dieß war damals zweckmäßig; aber es iſt es jetzt bei veränderten Umſtänden nicht mehr. Unſre Schulanſtalten ſind ſo fortgeſchritten,

die Bibel iſt ſo verbreitet, die Menge vortrefflicher Lehrſchriften iſt ſo groß, und die Kenntniß der Religionslehren, wenigſtens in manchen Gemeinden, ſo allgemein, daß der didactiſche Zweck der Gottesverehrung zwar immer noch als ein wichtiger, aber keineswegs als ein allein wichtiger Zweck erſcheint. Die Predigten an Wochentagen, in alten Zeiten ſtark beſucht, ſind daher längſt entweder eingegangen, oder werden doch nicht benutzt; der Kultus ſelbſt aber dient immer noch hauptſächlich dem Lehrzweck, und darum iſt er unvollkommen. Bei Landgemeinden iſt das Lehren freilich wichtiger als bey gebildeten Stadtgemeinden, und bei den letztern wichtiger für die ungebildeten als für die gebildeten Klaſſen der Zuhörer. Dieſem Zwecke ſollte man fleißiger als es geſchieht, durch Katecheſation zuſtreben. Es iſt nicht zu zweifeln, daß es ſehr wohlthätig ſeyn würde, wenn es für Eltern über die Erziehung der Kinder, für Ehegatten über die Pflichten der Ehe, für Dienſtbothen, Geſellen, Jungfrauen, Jünglinge beſondere katechetiſche Lehrſtunden gäbe, in welchen ihnen ihre Pflichten eingeſchärft würden. Tauſend Dinge laſſen ſich da weit beſſer, vollſtändiger und eindringender behandeln als von der Kanzel, welche ſich mehr zur Belehrung über allgemeine Gegenſtände eignet.

Was den zweiten Zweck, nämlich die religiöſen Gefühle anzuregen, betrifft; ſo beſitzt unſer Gottesdienſt dazu die nothwendigen Elemente, nämlich Rede, Gebeth, Geſang und Ceremonie; aber dieſe Mittel könnten noch wirkſamer gemacht werden, wenn man theils den Religionslehrern in ihrem Gebrauche eine größere Freiheit verſtattete, theils die Gemeinde dabei einen lebhaftern Antheil nehmen ließ. — Litur-

giſche Vorſchriften ſind zwar im Allgemeinen nicht zu entbehren, und überheben den Geiſtlichen mancher Verlegenheit, in welche er außerdem kommen könnte; aber ſie ſollten nie ſo bindend ſeyn, daß nicht jeder Geiſtliche, ſobald er dazu eine Aufforderung in ſich oder eine Veranlaſſung außer ſich findet, davon abweichen, und die Liturgie frei bilden dürfte. Wechſelgeſänge zwiſchen Chor und Gemeinde; Geſang und Gebeth in gegenſeitiger Beziehung und Abwechslung; das Vorleſen frei ausgewählter Stellen der heil. Schrift; ein ſtilles Gebeth für das, was Jedem das Liebſte, für ihn das Dringendſte iſt; die Abwechslung eigentlicher Predigten mit Erweckungen der Andacht durch kurze mit Geſängen und Antiphonien begleitete Darſtellungen religiöſer Ideen in freier oder gebundener, ſelbſtverfaßter oder von Andern entlehnter Rede: dieſes alles würde unſere Gottesverehrung mannigfaltiger und ergreifender machen, und ſie mehr individualiſiren. Wie er jetzt iſt hat unſer Gottesdienſt zu viele Einförmigkeit. Ein Theil der Geſänge kehrt jeden Sonntag wieder; die Geſänge ſind alle über einen Leiſten geſchlagen; dieſelben Evangelien und Epiſteln werden Jahraus Jahrein an den meiſten Orten vorgeleſen und erklärt; die Predigt hat einerlei Form; die Gebethe ſind vorgeſchrieben und kommen immer wieder; die Aufeinanderfolge der Geſänge, des Vorleſens, der Predigt iſt immer dieſelbe. Nichts iſt eigentlich abwechſelnd als der Inhalt der Predigt ſelbſt, daher auch die Gemeinden ſich erſt zu der Zeit ſammeln, wenn die Predigt anzugehen pflegt; das Uebrige betrachtet ein großer Theil als ein altes, beſchwerliches Anhängſel der Predigt. Der Prediger und ſeine Predigt ſind daher die Hauptſache. Darum iſt das Predigen in unſrer

Zeit für den gewiſſenhaften Geiſtlichen eine ſo ſchwere Sache geworden. Er fühlt, daß ſeine Rede die Mangelhaftigkeit des übrigen Gottesdienſtes erſetzen, daß ſie das Salz der ganzen religiöſen Nahrung im Tempel des Herrn ſeyn ſoll. Bei dem beſten Willen aber und bei den beſten Gaben, iſt es ihm nicht immer möglich, ſich ſelbſt und den Anſprüchen der Gemeinde Genüge zu leiſten. Mangelt es ihm aber gar an Gaben und an anhaltendem Fleiße, fallen ſeine Predigten nur mittelmäßig oder gar gehaltlos aus; ſo geht der größte Theil der Zuhörer unerbaut, vielleicht gelangweilt aus dem Hauſe des Herrn. Dieſes ſollte nicht ſeyn, und würde nicht ſeyn, wenn die andern Theile der Gottesverehrung leiſteten, was ſie leiſten ſollen. Man ſollte auch bisweilen Gottesdienſt halten ohne eigentliche Predigt, und die liturgiſchen Theile deſſelben ſorgfältiger verbeſſern.

An den Geſangbüchern iſt zwar viel gebeſſert worden; aber ſie ſind bei weitem noch nicht, was ſie ſeyn ſollen. Sie ſollten die Meiſtergeſänge der religiöſen Muſe enthalten. Das Schlechte in ihnen ſollte man des Alters wegen nicht immer wieder aufnehmen, und das Beſſere nicht ſo gräulich als oft geſchehen iſt, caſtriren, um es einer alten Kirchenmelodie anzupaſſen. An dieſen Fehlern kränkeln wohl alle neue Geſangbücher ohne Ausnahme, und haben daher immer eine Menge Lieder, die niemand ſingt, und die man einigen alten Leuten zu Liebe hat ſtehen laſſen, die doch bald durch den Tod aus der Gemeinde ſcheiden, und die alten Lieder, wenn ſie dieſelben zu ihrer Erbauung haben wollten, in dem alten Geſangbuche finden. Ueberhaupt ſollte man die Geſangbücher alle 30 bis 40 Jahre erneuern, und ſich nicht 70 ja wohl 100 Jahre mit einem immer

fort behelfen. Die Gemeinden ſollten nicht ſo unwillig ſeyn, als ſie gewöhnlich ſind, die wenigen Koſten auf Erkaufung eines neuen Geſangbuchs zu verwenden. Man ſpart ja das Geld bei andern Dingen, die keinen ſo wichtigen Zweck haben, nicht; warum wollte man hier kargen?

Die Kirchenmelodieen, welche wegen ihrer ſchweren Modulation nie rein geſungen werden, oder denen es an Einfachheit, Erhabenheit und Anmuth fehlt, ſollte man endlich beiſeite legen, und neue, beſſere Melodieen, beſonders für manche Versart, für welche noch gar keine Melodie vorhanden iſt, einführen. Vieles iſt geſchehen für dieſen Zweck, aber vieles auch noch zu thun. Leichter würde dieſer wichtige und ergreifende Theil der Gottesverehrung verbeſſert werden, wenn man endlich anfangen wollte, den Geſang bei dem gemeinen Manne mehr zu cultiviren. Die ſogenannten Currenten, freilich ein unvollkommnes, aber doch noch ein Mittel, den Geſang in den niedern Ständen zu cultiviren, und neue Melodieen unter das Volk zu bringen, hat die Zärtelei des Zeitalters in manchen Ländern abgeſchafft.

Die ſogenannte Figuralmuſik iſt ein Ueberbleibſel der katholiſchen Meſſe, hat höchſt ſelten einen religiöſen Charakter, und erbaut noch ſeltener. Sie ſollte nur in größern Städten, wo ſie mit Anſtand und Würde gehandhabt werden kann, aber auch da nur ſparſam geduldet, ſtatt ihrer aber vierſtimmige Chorgeſänge, unter denen wir ſo vieles Vortreffliche haben, eingeführt, oder die Lieder lieber mit Blasinſtrumenten begleitet werden. In den Schulen ſollten Knaben und Mädchen Anleitung zum mehrſtimmigen Choralgeſange bekommen, damit ſie dann als Erwachſene

nicht blos die Melodie ſingen, ſondern dieſe auch durch die Harmonie unterſtützen könnten. Dann würde das Widrige in dem öffentlichen Geſange, das jetzt oft ſo unangenehm auffällt, und die Andacht ſtört, allmählig verſchwinden. Mit gutem Willen von Seiten der Gemeinden, und mit gehöriger Unterſtützung von oben herab, würden dieſe frommen Wünſche leicht zu realiſiren ſeyn. Die wenigen Koſten, die etwa dabei entſtehen können, ſind nicht der Rede werth, und nur böſer Wille könnte ſie als Hinderniß der Ausführung in den Weg werfen. Sieht man die Tauſende, die von mancher Stadt für Uniformirung der Bürgergarde, für Vogel- und Scheibenſchießen, für Tanzſäle, Opernhäuſer und dergleichen verwendet werden, ſo kann man ſich nicht überzeugen, daß keine Kraft da wäre, für die Verbeſſerung der Gottesverehrung ein kleines Opfer zu bringen.

Ob es rathſam ſey, die Kinder ſchon frühzeitig mit zur Kirche zu führen, oder den Schulkindern, wie es meiſtens geſchieht, die Zwangspflicht des Kirchengehens aufzulegen, ſcheint ſehr zweifelhaft zu ſeyn. Die Kirche iſt nicht für Kinder, ſondern für Erwachſene; ſie verſtehen die Geſänge nicht und noch weniger den Prediger. Sie haben daher Langeweile und machen Unruhe. Das Kirchengehen wird ihnen verhaßt, und wenn ſie dann aus der Schule entlaſſen werden, und der Zwang aufhört; ſo fühlen ſie ſich glücklich, wegbleiben zu können. Verweigert man den Kindern die Kirche, nimmt man ſie höchſtens nur einige Male mit als Belohnung ihres Fleißes und ihrer guten Aufführung; ſo wird ihnen die Kirche nicht verleidet; alles bleibt ihnen neu, und ſie legen dann als Confirmirte einen Werth auf das Recht, das ſie nun erhal-

ten haben, die öffentliche Gottesverehrung zu beſuchen. Dann aber halte man auch Jünglinge und Jungfrauen, die ſich der Kirche entziehen wollen, mit Ernſt zu ihrer Pflicht an. Denn bei der Confirmation haben ſie die Pflicht, dem Kultus beizuwohnen, öffentlich übernommen; nun alſo iſt das Anhalten zur Erfüllung dieſer Pflicht an ſeinem Orte. Und gewiß werden ſie dieſe Pflicht gern erfüllen, wenn man ſie ihnen nicht ſchon früher durch Zwang verleidet, und ſie gewöhnt hat, ſich in der Kirche zu langweilen.

Was die Feſte betrifft, ſo hat es nicht an Vorſchlägen zu Einführung neuer Feſte gefehlt, die hier weder wiederholt noch beurtheilt werden ſollen. Man hat an ein Feſt des Frühlings, der Jungfrauen, der Neuverehlichten, der Greiſe, der Kinder gedacht; man könnte alle fünf und zwanzig oder funzig Jahre ein Feſt der Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens feiern, und dabei die Miſſionsberichte auszugsweiſe verleſen; man könnte die Kirchweihe und die Rathspredigten aus einem höhern Geſichtspunkte faſſen; man hat an einigen Orten eine Todtenfeier für die in jedem Jahre Verſtorbenen eingeführt, und ſie auf den letzten Tag des Jahres verlegt, ob ſie gleich eben ſo gut am Feſte der Auferſtehung oder Himmelfahrt Chriſti gehalten werden könnte. Alles dieſes verdient die reifliche Beherzigung derer, die Kenntniß und Gewalt haben, ſolche Vorſchläge zu prüfen und das bewährt Nützliche auszuführen. Immer aber wird man dabei als leitenden Geſichtspunkt feſtzuhalten haben, daß die kirchlichen Feſte ins wirkliche Leben eingreifen, und die Kirche ſich nicht vom bürgerlichen Leben iſolire.

§. 8.

Eine beſſere Kirchenverfaſſung für die evangeliſche Kirche, und die Beförderung der Kirchlichkeit durch den Staat.

Nicht nur aber in dem innern Zuſtande der Gottesverehrung, ſondern auch in der Verfaſſung der Kirche ſelbſt, und in ihrem Verhältniſſe zum Staate muß manches geſchehen, wenn Kirchlichkeit und Religioſität gehoben werden ſollen. Die Wirkungen, welche eine Religion auf das Leben der Völker haben ſoll, hängen nicht allein von ihrer innern Vortrefflichkeit ab, ſondern eben ſo ſehr von dem kirchlichen Zuſtande, der ihre Wirkſamkeit aufs Leben vermittelt und leiten ſoll. Eine Summe tapferer Männer ſind noch kein ſchlagfertiges Heer, und eine Summe von religiöſen Wahrheiten ſind noch keine das Leben beherrſchende Kirche. Jene werden nichts wirken zum Schutze des Vaterlandes, wenn ſie nicht als Heer geordnet, wohl gerüſtet und gut geführt werden; dieſe werden wenig Einfluß haben aufs Leben, wenn ſie nicht in einer wohlgeordneten, gut geleiteten und mit der erforderlichen Kraft gerüſteten Kirche erſcheinen. Iſt dieſes der Fall nicht; hat die Kirche in ihrer Verfaſſung keine Kraft, geſchieht das, was zu ihrer Erhaltung und Fortbildung nothwendig iſt, nicht, oder gar das Gegentheil; iſt das Regiment der Kirche, von dem alles Nothwendige und Wohlthätige ausgehen ſoll, zu nachläſſig oder zu ununterrichtet: ſo wird das ganze Kirchenweſen in einen Zuſtand des Verſchmachtens gerathen, durch welchen auch die Kraft der Religion über das Gemüth gehindert wird.

Man könnte zwar Bedenken finden, ſich hierüber freimüthig zu erklären, weil man dadurch leicht in Gefahr kommt, für einen lutheriſchen Papſt, oder doch für einen, der ein Papſt werden möchte, gehalten zu werden; aber die Sache iſt zu wichtig, als daß hier nicht Freimüthigkeit die heiligſte Pflicht wäre. Mit den lutheriſchen Päpſten wird es ohnehin nicht Noth haben; dafür iſt auf allen Seiten überflüſſig geſorgt, und der ganze Vorwurf iſt bei einer Kirche lächerlich und ungereimt, deren oberſter Biſchof der Fürſt des Landes iſt, und deren erſte geiſtliche Aemter von dem Fürſten allein beſetzt werden. Weder die Patriarchen zu Konſtantinopel noch die Erzbiſchöfe von Kanterbury und Upſala, noch der Biſchoff von Seeland ſind Päpſte geworden, ob ſie gleich in ganz andern Verhältniſſen ſtehen, als die Superintendenten und Conſiſtorialen in Deutſchland.*) Der Verfaſſer dieſer Blätter

*) Der Vorwurf der Herrſchſucht wurde dem geiſtlichen Stande immer gemacht, wenn er irgend eine Verbeſſerung ſuchte. So war es ſchon zu Luther's Zeit, wenn man von dem reichen Erbe geiſtlicher Güter, das damals der Staat einzog, Etwas für die Diener der Kirche forderte. „Der Teufel, — ſagt Luther im 7ten Thle. ſeiner Werke S. 867 ff. der Walch. Ausgabe — „führt „jetzt dieſen Spruch: man muß die Pfaffen nicht „laſſen Herren werden. Solches reden ſie nicht „darum, daß ſie ſorgen, die Pfaffen möchten Herren wer„den; ſie wiſſen ſelbſt, daß ſie daran lügen, als die es „greifen, daß den Pfarrherrn wohl verboten iſt, Herrn „zu werden; ſintemal niemand leugnen kann, daß kein „Pfarrherr etwas Eigenes hat an der Pfarr, ſondern ſind „Gäſte in den Pfarrgütern, und müſſen ſie hinter ſich laſ„ſen, wenn ſie ſterben. Und wo einer oder zween ſich be„graſen, daß ſie ihren Wittwen und Waiſen etwa ein

will es alſo auf Gefahr des Unglimpfs wagen, ſeine Anſichten hiervon freimüthig auszuſprechen, und es der Zeit überlaſſen, ob die jetzt durch mehrere und verſtändige Stimmen angeregte Unterſuchung über die Mangelhaftigkeit unſrer proteſtantiſchen Kirchenverfaſſung entweder wirkungslos wieder einſchlafen, oder einige heiſame Wirkungen haben ſoll. Das Befremden, mit welchem ſo viele dieſe Ideen betrachten, und der heftige Widerſpruch, den ſie von denen erleiden, welche aus Ueberzeugung oder aus Egoismus dagegen ſtreiten, kann keinen Verſtändigen abſchrecken, ſich dafür zu erklären. Es war von jeher das Schickſal wichtiger Wahrheiten, zuerſt verkannt und beſtritten, allmählig aber erkannt und angenommen zu werden.

Das, was ſehr viel dazu beigetragen hat, der Unkirchlichkeit im proteſtantiſchen Deutſchlande Eingang und Gewalt zu verſchaffen, und noch viel dazu beiträgt, ſie zu erhalten und weiter zu führen, iſt die man-

„Häuslein kaufen, da ſind die andern alle eitel Bettler, „laſſen eitel Bettler hinter ſich, beide an Wittwen und „Waiſen, und wenn ſie gleich etwas Eigenes ergraſen, „müſſen ſie dennoch hienieden unter geringen Bürgern „und Bauern bleiben; denn ſie mit zehen Floren „nicht können hoch fahren noch ſitzen. Solches wiſſen, „ſehen, hören, greifen ſie ſehr wohl; noch ſcharren und „ſpotten ſie daher ſolcher armen Leute und ſagen: Pfaffen „müſſen nicht Herren ſeyn! Das gemahnt mich eben, als „wenn der reiche Mann im Evangelio von dem armen „Lazaro ſagte: Lazarus muß nicht Herr in meinem Hauſe „ſeyn; dem er doch die Rinde und Krume nicht gönnete, „die unter ſeinen Tiſch für die Hunde fielen. Lieber, „wie weit ſind wohl ſolche Spötter von denen, ſo unſern „Herrn krönten mit Dornen, anſpeieten und ſprachen: „Gott grüß dich lieber König!“

gelhafte Verfaſſung der proteſtantiſchen Kirche. Um dieſes deutlich zu machen, iſt es nothwendig, das Weſen der Kirche hier in einem, freilich kurzen, Umriſſe zu zeichnen, und die aus ihrer Natur hervorgehenden Rechte anzugeben.

Die Kirche iſt ein freier Verein einer gewiſſen Anzahl Menſchen für religiöſe Zwecke. Frei iſt er, weil Glaube und Gewiſſen blos auf ſich ſelbſt ruhen, und durch keinen Zwang äußerlicher Verhältniſſe, noch weniger durch den Willen eines Dritten beſtimmt oder gebunden werden können. Es gibt alſo weder einen Zwang zum Zutritt zu einer religiöſen Geſellſchaft, noch einen Zwang zum Verbleiben bei ihr; aber eben ſo wenig gibt es einen Zwang zum Herrſchen über ſie, oder zur Beſtimmung ihrer innern Verhältniſſe. Die kirchliche Geſellſchaft iſt weder um ihrer ſelbſt, noch um des Staats willen vorhanden, ſondern für die Religion. Ihr höchſter Zweck fällt daher mit dem Zwecke der Religion zuſammen, und iſt dieſer: zu vermitteln, daß die Religion erhalten und in den Gemüthern wirkſam gemacht werde, und ihre beſeligenden Wirkungen über alle ihre Bekenner verbreite. Hieraus folgt von ſelbſt, daß nur der Kirche allein das Recht zuſteht, die Mittel, die zu dieſem Zwecke führen ſollen, zu beſtimmen; alſo das Recht ſich ſelbſt zu conſtituiren, ſich für ihren Zweck einzurichten. Dieſes Recht hat jede Geſellſchaft, als moraliſche Perſon betrachtet, z. B. der Freimaurerbund; und es iſt nie einer andern Geſellſchaft z. B. dem Staate, eingefallen, die geſetzgebende Gewalt in einer ſolchen Geſellſchaft ausüben zu wollen.

Die chriſtliche Kirche insbeſondere iſt eine Geſellſchaft chriſtlich-gläubiger von Jeſu geſtiftet. Auch dieſer Verein iſt frei; denn der Glaube iſt es, der ihn

bildete und erhält. Die chriſtliche Kirche hat daher das Recht gleichfalls, ſich ſelbſt zu conſtituiren und zu regieren, in wieweit nicht hierüber von Jeſu und den Apoſteln ſelbſt etwas vorgeſchrieben iſt, deren Vorſchriften die Chriſten als göttliche und alſo zum Gehorſam verbindende Gebothe betrachten; z. B. bei den Sacramenten, der Taufe und dem Abendmahle. Hätten nun Jeſus und die Apoſtel das Kirchenregiment einem beſondern Prieſterſtande übertragen, wie dieſes die römiſche Kirche behauptet, ſo müßte ſich die Kirche darnach richten. Dieſes iſt aber nicht geſchehen, und das neue Teſtament weiß nichts davon, daß die Kirche eine Monarchie ſeyn ſoll, in welcher der Biſchoff zu Rom, als Statthalter Gottes und Chriſti die geſetzgebende und vollziehende Gewalt beſitze, und zwar nicht aus übertragenem ſondern aus göttlichem Rechte. Man glaubt den Beweis davon in den Worten Chriſti zu finden: du biſt Petrus ꝛc. Matth. Kap. 16, 18. Es iſt aber weder dem Petrus noch den andern Apoſteln eingefallen, ein Supremat, das ihm damit übertragen worden wäre, daraus herzuleiten, denn der Erlöſer gibt Matth. Kap. 18, 18. Joh. 20, 21. allen Apoſteln eine gleiche Kirchengewalt, und Paulus bezeugt, daß zu ſeiner Zeit die Apoſtel Jakobus, Petrus und Johannes für die Säulen der Kirche gehalten worden ſeyen (Galat. K. 2, v. 9.). Hätte aber auch Petrus in jenen Worten nicht nur ein beſonderes Lob, ſondern auch einen beſondern Vorrang vor den andern Apoſteln und das Directionsrecht der ganzen Kirche erhalten; ſo wäre dieſes doch nur eine perſönliche Auszeichnung geweſen, die er, wenn er auch Biſchoff von Rom geweſen wäre, doch nicht auf ſeine Nachfolger übertragen konnte. Denn Jeſus ſagt ja nicht:

du biſt Petrus, und ſollſt als Biſchoff der Stadt Rom auf alle deine Nachfolger den Vorzug vererben, den ich dir ertheile. Nach der Natur der Sache hätte alſo das Primat des Petrus nach deſſen Tode auf einen andern Apoſtel übergehen müſſen, namentlich auf Johannes, der damals noch in Kleinaſien lebte. Noch weniger aber liegt in jenen Worten des Erlöſers, wenn man ſie auch auf die günſtigſte Art erklärt, etwas von einer geſetzgebenden Gewalt, einer Statthalterſchaft Gottes, die Petrus bekommen hätte. Maaßte ſich doch ſelbſt Paulus derſelben nicht an, ſondern erklärte den Korinthern, er ſey nicht Herr ihres Glaubens, ſondern Gehülfe ihrer Freude (2 Korinth. Kp. 1, 24.). — Oder hätten Jeſus und die Apoſtel das Regiment der Kirche der weltlichen Obrigkeit übergeben, oder dem Staate übertragen; ſo müßte die Kirche dieſem Gebothe durchaus gehorchen. Dieſes iſt aber auch nicht geſchehen und konnte nicht geſchehen. Denn der Staat zeigte ſich damals als Feind und gewaltſamer Bedrücker der Kirche, ſowohl von Seiten der Juden als des römiſchen Reichs. Es iſt aber auch weder von Jeſu noch von den Apoſteln irgendwo die Beſtimmung getroffen worden, daß der Staat in irgend einer Zukunft die geſetzgebende und vollziehende Gewalt übernehmen ſollte. Und wie hätte dieſes auch bei einer Anſtalt geſchehen können, die unter göttlicher Auctorität erſchien, und als deren fortdauerndes Haupt Chriſtus betrachtet wurde? Die Kirche Jeſu iſt vielmehr eine Theokratie. Sie hat nur ein Oberhaupt, und zwar ein unſichtbares, den verherrlichten Chriſtus (Epheſ. 1, 22 f. 1 Kor. 8, 6.), der ſie regiert, wie die Seele den Leib beherrſcht (1 Kor. 12, 13. Epheſ. 4, 4.). Die geſetzgebende

Gewalt in ihr übt Chriſtus mittelbar aus; zuerſt durch die von ihm gelehrten Apoſtel, als authentiſchen Zeugen ſeines Willens, nach dem Tode derſelben aber durch die Schriften der Apoſtel und Evangeliſten, in denen ſeine und der Apoſtel authentiſche Ausſprüche niedergelegt ſind. Der Codex des neuen Teſtaments muß alſo geſetzgebende Kraft haben in der chriſtlichen Kirche, oder das Anſehen, das ihm die evangeliſche Kirche wirklich beilegt. Die römiſche Kirche vernichtet dieſes Anſehen dadurch, daß ſie dem Papſte das Recht beilegt, die Anſprüche Jeſu und der Apoſtel durch ſeine Erklärung erſt zu ſanctioniren. Dadurch ſtellt ſie ihn über Jeſum und die Apoſtel. — Die vollziehende oder die adminiſtrative Gewalt aber gaben die Apoſtel der ganzen chriſtlichen Gemeinde ſelbſt, Laien und Lehrer eingeſchloſſen. Sie erkannten die Biſchöffe noch nicht für die Herren der Gemeinden, und darum ſchrieben ſie, wenn ſie etwas verordneten, nicht etwa an die Biſchöffe zu Rom, Corinth, Theſſalonich, Philippi, Galatien, ſondern an die Gemeinden daſelbſt. Das Kirchenregiment blieb auch den Gemeinden und ihren Biſchöffen bis auf Conſtantin den Großen. Dieſer übernahm zwar als Staatsoberhaupt auch das Kirchenregiment, aber rechtmäßig konnte er es nur beſitzen, in wiefern es ihm von der Kirche ausdrücklich oder ſtillſchweigend übertragen worden war. Auch Luther vindicirte den Gemeinden das Kirchenregiment, durch die gegen die katholiſche Hierarchie ſiegreich durchgefochtene Behauptung, daß alle Chriſten Prieſter ſeyen, alſo gleichberechtigt, ihre Stimme in Kirchenſachen abzugeben, und kirchliche Handlungen zu verrichten.

Alle Kirchengewalt ruht alſo in der Gemeinde, als einer Geſammtheit, und kein einzelner, er ſey Lehrer oder Laie, Obrigkeit oder Unterthan, hat Macht, etwas allein zu beſtimmen, und ſeine Anſichten, ſeinen Willen zum Geſetz für alle zu erheben. Die Kirche iſt ein frei entſtandener Verein, auf innern Ueberzeugungen beruhend, und nach ſeinen eigenen Geſetzen geſtaltet. Sie iſt vom Staate nicht geſtiftet, ſondern älter als alle unſre vorhandenen Staaten. Der Staat hat daher wohl das Recht der Aufſicht über ſie, aber, als Staat, kein Recht auf die geſetzgebende und vollziehende Gewalt in ihrem Innern, ſo wenig als er ein Recht hat, im Maurerorden Meiſter vom Stuhle zu ſeyn.

Die einzelnen Theile der Rechte, welche der Kirche zuſtehen, dürften aber folgende ſeyn: Erſtlich das Recht, das kirchliche Conſtitutionsbuch, die heilige Schrift, auszulegen, ihre Auslegung öffentlich zu bekennen, und dieſelbe, oder den öffentlichen Lehrbegriff zu beſtimmen (jus confessionis). Sie allein kann ſymboliſche Bücher machen und ihnen öffentliche Auctorität geben; nicht aber der Staat, auch nicht die Geiſtlichen. Wo es doch geſchah, wie z. B. bei der Concordienformel, da geſchah es ohne rechtliche Befugniß. — Da aber die Auslegung der Schrift etwas Menſchliches iſt, und auf vermehrbarer Wiſſenſchaft beruht, folglich verbeſſert werden kann; ſo hat die Kirche 2) das Recht, den öffentlichen Lehrbegriff, oder ihr Glaubensbekenntniß, wenn ſie es für gut findet, auch wieder zu verändern, und darnach das Glaubensbekenntniß und den Kultus zu reformiren, d. i. das Reformationsrecht. Der ihr aufgegebene Zweck, die beſeligenden Wirkungen des Chriſten-

thums über alle ihre Mitglieder zu verbreiten, gibt ihr auch 3) das Recht, alle äußerlichen Einrichtungen und Veranſtaltungen zu treffen, welche das religiöſe Leben erwecken und befördern können, oder das Recht, die Sacramente zu verwalten, und den Kultus zu ordnen (jus sacrorum). Aus demſelben Grunde, und weil ſie auf Glauben und Gewiſſen gegründet iſt, ſteht ihr 4) das Recht zu, ſich ſelbſt zu regieren (jus regiminis), und die Lehrer der Religion und die Verwalter des Kultus zu wählen (jus sacerdotii). Weil ſie endlich ihrem wohlthätigen Zwecke durch alle erlaubte Mittel nachſtreben darf, ſo hat ſie auch 5) die Befugniß, ihre Mitglieder zur Erfüllung der religiöſen und kirchlichen Pflichten anzuhalten, oder das Diſciplinarrecht, die unwürdigen und unfolgſamen Mitglieder aber von ihrer Gemeinſchaft auszuſchließen (jus excommunicationis).

Ob aber gleich nach der Praxis der apoſtoliſchen Kirche dieſe Rechte in der ganzen Gemeinde beruhen, ſo können ſie doch ihrer Natur nach nie von allen Individuen ausgeübt werden. Die Kirche muß ſie alſo durch Delegation verwalten laſſen; und dieſe Delegirten waren in alten Zeiten der Kaiſer und die Biſchöffe; nach der Einrichtung der proteſtantiſchen Kirche aber ſind es der Staatschef als Oberbiſchoff, die Conſiſtorien und die Geiſtlichkeit. Was nun die geſetzgebende Gewalt betrifft, ſo kann die Kirche dieſelbe nur durch Bevollmächtigte verwalten laſſen, welche ſich jedoch dabei nach dem Conſtitutionsbuche der Kirche, dem neuen Teſtamente, und dem Weſen des Chriſtenthums zu richten haben. Sie kann aber dieſe Gewalt nie einem Einzelnen übertragen, weil dieſer

nicht beſtimmen kann, was die Gewiſſen Aller verbinden ſoll.

Die vollziehende Gewalt, oder das Directorium der Kirche aber kann nicht nur unbedenklich Einem übergeben werden, ſondern dieß wird auch für das Wohl der Kirche das Beſte ſeyn. Dieſer Eine wird aber der Natur der Sache nach das höchſte und mächtigſte Mitglied der Kirche eines jedes Landes, alſo das Staatsoberhaupt ſeyn müſſen, wenn es zur Kirche gehört. Dieſes Directorium der Kirche nennt man gewöhnlich das höchſte Episkopat, doch nicht ganz paſſend, da das Staatsoberhaupt kein eigentlicher Biſchof, d. i. kein Diener des Worts und Verwalter der Sacramente iſt.

Es gibt aber ein doppeltes Episkopat oder Aufſeheramt über die Kirche. Zuerſt ein polizeiliches oder politiſches, das dem Oberhaupte des Staats an ſich, und Staats wegen gebührt, auch wenn das Staatsoberhaupt gar nicht zur Kirche gehört. Dieſes nämlich vertritt entweder allein oder in Verbindung mit Landſtänden, alle Rechte des Staats, alſo auch das dem Staate weſentlich zukommende Recht der Oberaufſicht über alle im Staate beſtehende oder ſich bildende Geſellſchaften, unter denen auch die kirchliche begriffen iſt. Dieſes polizeiliche Episkopat gibt aber kein Recht, die Kirche zu dirigiren und ihre innere Geſtaltung zu beſtimmen; ſondern es iſt beſchloſſen in den bekannten Worten: videat, ne respublica detrimenti quid capiat.

Dann aber gibt es auch ein kirchliches Aufſeheramt, oder das Episkopat im eigentlichen Sinne. Dieſes iſt das dem Staatsoberhaupt, als Mitglied der Kirche, übertragene Recht der Direction und

Beſchützung der Kirche als einer äußerlichen Geſell-ſchaft. Es kann an das Staatsoberhaupt nur dann kommen, wenn dieſes dem kirchlichen Verein angehört, und nur durch ausdrückliche oder ſtillſchweigende Uebertragung von Seiten der Gemeinde. Es iſt aber ſeiner Natur nach nie geſetzgebend, ſondern blos vollziehend, oder verwaltend, und erſtreckt ſich lediglich auf die Vollziehung und Erhaltung des Beſtehenden, nicht aber auf deſſen Veränderung, wozu die Rückſprache und Einwilligung der Gemeinde erforderlich iſt. So iſt auch der jedesmalige Selbſtherrſcher aller Reuſſen zwar oberſter Biſchoff ſeiner Kirche und Vorſitzer der heiligen Synode, welche die kirchlichen Angelegenheiten in höchſter Inſtanz leitet; aber er hat in derſelben nur eine verneinende Stimme.

Zu jeder vollſtändigen Kirchenverfaſſung gehört nun aber nicht blos eine vollziehende Direction, oder das kirchliche Episkopat, ſondern auch eine Delegation, um die geſetzgebende Gewalt auszuüben. Die letztere fehlt der proteſtantiſchen Kirche. Denn die Pfarrer bilden dieſe Delegation nicht, ſondern ſind Diener der Gemeinden oder des Oberbiſchoffs, wie die Superintendenten. So wichtig daher auch die Stimme der Geiſtlichkeit als der berufenen Interpreten des kirchlichen Conſtitutionsbuchs, der heil. Schrift, ſeyn mag; ſo ſind ſie doch nicht berufen, der Kirche Geſetze zu geben, ſondern die vorhandenen Geſetze zu vollziehen. Auch die Conſiſtorien ſind keine Delegation der Kirche, ſondern berathende und vermittelnde Collegien, durch welche der Fürſt die vollziehende Gewalt in der Kirche ausübt. Die proteſtantiſche Kirche hat daher keine geſetzliche Anſtalt, um die geſetzgebende Gewalt zu üben. Da es nun aber unläugbar iſt, daß

jede Geſellſchaft, folglich auch die Kirche, ihre Geſetze von Zeit zu Zeit durchſehen, und nach den Fortſchritten menſchlicher Erkenntniß und den veränderten Umſtänden verbeſſern muß, wenn ſie nicht allmählig mit dem veränderten Zuſtande der Dinge in verderblichen Widerſtreit gerathen will; ſo iſt klar, daß dieſe Unvollſtändigkeit ihrer Verfaſſung der proteſtantiſchen Kirche allerdings nachtheilig werden kann, und muß.

Die Reformation blieb in dieſem Punkte unvollendet, oder vielmehr man hatte die Sache damals wenig im Klaren. Zwar reclamirten bei Gelegenheit des ſogenannten Interims, das Kaiſer Karl der fünfte den Proteſtanten aufdringen wollte, die Gemeinden ihre Rechte ſehr lebhaft und ſprachen in den damals ſehr zahlreich darüber erſchienenen Schriften der weltlichen Obrigkeit das Recht ab, etwas über die kirchlichen Ceremonien zu ordnen; aber man blieb doch in dieſer Sache im Dunkeln. Man hatte im Drange der Gefahren das Directionsrecht zugleich mit dem Schutzrechte der weltlichen Obrigkeit anheim gegeben, und man fand dabei ſo weſentliche Vortheile, daß man gern überſah, daß in dem Directionsrechte nicht auch die geſetzgebende Gewalt liege. Dazu kam, daß die Obrigkeiten, wenn es etwas über die Lehre oder Ceremonien zu beſtimmen gab, im Anfange nicht leicht ſelbſt entſchieden, ſondern das Gutachten ihrer Geiſtlichkeit erforderten. Man war aber noch zu kurze Zeit aus der katholiſchen Kirche heraus, um nicht der Geiſtlichkeit eine geſetzgebende Gewalt beizumeſſen, die ihr doch nicht zuſteht. Ob nun aber gleich die cryptokalviniſtiſchen Händel in Sachſen, und andre geſetzgebende Verfügungen der Magiſtrate im 16ten und 17ten Jahrhunderte es fühlbar genug machten, daß es an

einer kirchlichen geſetzgebenden Behörde fehle; ſo war doch dieſer Mangel ſelbſt ein natürlicher Zwang, der auf der einen Seite die weltliche Obrigkeit nöthigte, die von Niemand in Anſpruch genommene geſetzgebende Gewalt mit der vollziehenden zu verbinden, ſie in dringenden Fällen auszuüben und ſich der verlaſſenen Sachen anzunehmen, auf der andern Seite aber die Kirche beſtimmen mußte, ſich die Sache gefallen zu laſſen. So geſchah es, daß das Episkopat, ſeiner Natur nach nur verwaltend, der Praxis nach in den deutſchen Provinzen auch geſetzgebend wurde, wenigſtens einen Theil der geſetzgebenden Gewalt ohne Widerſpruch übte. Die Abſchaffung kirchlicher Feſte, die Einführung oder Aufhebung des Eides auf ſymboliſche Bücher, die ganze Uebung der kirchlichen Geſetzgebung durch Conſiſtorien, ſo wie die neuern an einigen Orten ohne Rückſprache mit den Gemeinden, geſchehenen Schritte zur Vereinigung der beiden proteſtantiſchen Kirchen ſind deſſen Zeugniß.

Wie aber auch dieſe geſetzgebende Gewalt immer verwaltet worden ſeyn mag; ſo mußte ſie doch nach der Natur der Sache ſich mehr auf das Aeußerliche als auf das Innerliche erſtrecken, und bei den Kirchenmitgliedern durch den gänzlichen Mangel irgend einer Theilnahme an der geſetzgebenden Gewalt das Intereſſe an ihrer Geſellſchaft ungemein ſchwächen. Denn bei der jetzigen Verfaſſung unſrer Kirche erſcheint das Kirchenweſen blos als Sache des Staatsoberhaupts, der Conſiſtorien und der Geiſtlichen, und die Laien haben dabei etwas weder zu bedenken noch zu thun. Dadurch konnte wohl das Intereſſe der Kirchenmitglieder an ihrer Geſellſchaft vermindert werden. Sie gewöhnten ſich, den kirchlichen Zuſtand als etwas zu denken, für

was ſie auf keine Weiſe zu ſorgen hätten, und die Kirche unter dem ganz falſchen Lichte einer Anſtalt des Staats anzuſehen. Sie fragten daher auch weniger nach dem Zuſtande der Kirche; ſie ſelbſt unterließen die kirchlichen Pflichten, und ſahen es ganz gleichgültig, wie andere dieſe kirchlichen Geſellſchaftspflichten auf das Auffallendſte vernachläſſigten. Sie waren nun auch ungeneigt, der Erhaltung und Verbeſſerung des Kirchenweſens Opfer zu bringen, denn ſie ſahen daſſelbe als Sache des Staats an; ſie ſchoben daher auch die beſſere Beſoldung der kirchlichen Lehrer gern dem Staate zu, weil ſie dieſe Lehrer als Diener des Staats anſahen; ſie nahmen aber auch nicht ſelten kirchliche Verbeſſerungen mit Gleichgültigkeit oder mit Widerwillen auf, weil es in der Natur des Menſchen liegt, Inſtitute zu begleichgültigen, bei denen er gar nichts zu bedenken, zu thun, zu beſtimmen hat.

Hieraus folgt, daß es zur Erweckung eines lebhaftern Intereſſe's für das Kirchenweſen bei den Gemeinden und zur Minderung der Unkirchlichkeit von großem Nutzen ſeyn würde, wenn man der Kirche eine Delegation gäbe, welche in Verbindung mit dem Oberbiſchoff die geſetzgebende Gewalt ausübte. So wie der Staat für dieſen Zweck ſeine Landtage hat, ſo ſollte bisweilen und zu gewiſſen Zeiten auch ein kirchlicher Landtag vom Oberbiſchoffe ausgeſchrieben werden, um über den Zuſtand der Kirche zu berathen und die nöthigen Beſchlüſſe zu erörtern und zu faſſen. Nur dürfte dieſer Landtag nicht blos, wie die ältern Concilien, und die neuern Synoden, aus Geiſtlichen beſtehen. Die Geiſtlichen ſind Diener, nicht aber Stellvertreter der Kirche, und könnten das letztere nur werden durch der Kirche Wahl und Auftrag. Eine Verſammlung

von Geiſtlichen aber, die, wie die ältern Concilien, mit geſetzgebender Gewalt bekleidet wären, bildete in Wahrheit eine verſteckte Hierarchie. Man darf die Geiſtlichen nicht für die Kirche halten; obgleich manche neuere Schriftſteller von dieſer ächt=hierarchiſchen Idee nicht weit entfernt zu ſeyn ſcheinen.

Dagegen aber iſt es auch ein Irrthum, wenn man politiſche Landtage zugleich als kirchliche betrachtet, und meint, daß Landſtände befugt wären, ſich zugleich als Stellvertreter der Kirche zu betrachten. Dadurch würden Kirche und Staat auf eine Weiſe vermiſcht, die beiden nachtheilig werden könnte. Landſtände ſind etwas reinbürgerliches; ſie vertreten entweder ſich ſelbſt als Staatsbürger, oder das Volk als Volk; nicht aber die kirchliche Gemeinde. Sie können alſo nur für Staatszwecke zuſammen kommen, und von dem Kirchenweſen nur in ſo weit Kenntniß nehmen, nur ſo weit rechtlich darüber etwas beſchließen, in wie weit der Staat ſelbſt Recht hat über die Kirche, das iſt, zuzuſehen, daß nicht dem Staate eine Gefahr oder ein Schade von der Kirche erwachſe. Auch das einigen Landſtänden zuſtehende Patronatrecht gibt keine Befugniß, auf Landtagen über die Kirche zu ſtimmen. Dieſe Landſtände ſind auf den Landtagen nicht in der Qualität der Patrone, ſondern als Staatsbürger; ſie haben nicht alle das Patronatrecht, und endlich liegt auch in dieſem Rechte nicht auf das Entfernteſte ein Theil der geſetzgebenden Gewalt. Auch bei einer gewählten Volksvertretung ſind die Repräſentanten der Staatsbürger nicht Repräſentanten der Kirche. Denn ſie ſind von den Staatsbürgern, als ſolchen, gewählt; viele Glieder der Kirche, z. B. Geiſtliche, Staatsdiener, die doch eine Stimme im Kirchenweſen

zu haben verdienen, haben dabei kein Wahlrecht; Wähler und Gewählte können aus verſchiedenen Kirchen ſeyn, und ſind es auch, vielleicht nur mit wenigen Ausnahmen; und endlich iſt die Wahlfähigkeit zum politiſchen Landtage an Grundbeſitz und andere Bedingungen geknüpft, die zwar für den Staat aber nicht für die Kirche Grund der Wahlfähigkeit ſeyn können.

Ueberhaupt aber kann man es nach dem Zeugniſſe der Geſchichte weder der Kirche noch dem Staate für vortheilhaft halten, wenn beide mit einander vermiſcht werden. Zu einer ſolchen Vermiſchung iſt aber in neuern Zeiten ein näherer Schritt dadurch geſchehen, daß hier und da die Conſiſtorien aufgehoben oder mit den politiſchen Regierungen vereinigt worden ſind. Dieſes führt aber zu dem der Kirche und dem Staate gleich ſchädlichen Irrthum, als ſey die Kirche eine Anſtalt des Staats. Es könnte zwar blos eine Veränderung der Form zu ſeyn ſcheinen, daß Regierungen an die Stelle der Conſiſtorien treten; ſie ſcheinen nur den Namen gewechſelt zu haben: aber auch dieſe Form iſt nicht gleichgültig, weil ſie Realitäten, oder Grundſätze über Realitäten vorausſetzt, die weit mehr enthalten, als es auf den erſten Anblick ſcheint. Und ſelbſt wenn es bloße Form wäre; ſo gehört in allen Dingen die Form zur Materie, und keine kann ohne die andre ſeyn. Es klingt immer ſehr befremdlich, wenn man lieſt, daß eine „Landesregierung“ eine neue Liturgie für die Kirche entwerfen ſoll. Denn wenn auch alle Glieder eines ſolchen Collegiums zur Kirche, für welche ſie den Gottesdienſt beſtimmen ſollen, gehören; ſo können ſie doch in der Eigenſchaft einer zur Staatsverwaltung niedergeſetzten Behörde keine Befugniß haben, eine Liturgie

zu fertigen und als Geſetz zu publiciren. Eben ſo befremdlich würde es ſeyn, wenn eine Landesregierung, als ſolche, möchten auch alle ihre Mitglieder zum Maurerbunde gehören, ein neues Logenritual für die Landesloge vorſchreiben wollte. Es kommt allerdings etwas darauf an, ob ein Collegium als Conſiſtorium, alſo als kirchliche Behörde im Namen des Oberbiſchoffs, oder als Regierung, alſo als politiſche Behörde im Namen des politiſchen Regenten, Verfügungen im innern Kirchenweſen trifft. Im letztern Falle ſpricht ſie mit jeder Verfügung den Grundſatz aus, daß die Kirche eine Anſtalt des Staats, alſo für politiſche Zwecke geſtiftet ſey; ein Irrthum, welcher in der Folge der Ruhe des Staats viel gefährlicher werden könnte, als der Wohlfahrt der Kirche ſelbſt.

Doch wird er für die letztere nicht ohne Nachtheil bleiben. Treue Fürſorge für eine Sache geht nur hervor entweder aus treuer Liebe zu ihr, oder aus perſönlichem Intereſſe, durch welches man an dieſelbe geknüpft wird. Daß die erſtere bei Staatsbeamten vorhanden ſeyn könne, wird niemand läugnen, daß ſie aber immer vorhanden ſeyn werde, niemand behaupten wollen. Im letztern Falle ſollte nun das perſönliche Intereſſe den Mangel jener religiöſen Triebfeder erſetzen; dieſes aber kann bei Staatsdienern nicht vorhanden ſeyn. Das Kirchenweſen bleibt ihnen immer Nebenſache. Was ſie ſind, das ſind ſie durch den Staat, und ſie bleiben es, die Kirche mag ſeyn oder nicht ſeyn. Es iſt daher nicht möglich, daß ſie ſich des Intereſſe's der Kirche mit ſolchem Eifer annehmen wie eine kirchliche Behörde, deren Exiſtenz und Wohlfahrt an die der Kirche zugleich geknüpft iſt. Auch gewöhnen ſich die Staatsbehörden, durch den raſchen

und kraftvollen Gang, den die Staatsmaſchine neh=
men muß, leicht an eine ſchnelle, durchgreifende, die
Bedenklichkeiten Einzelner nicht berückſichtigende Wirk=
ſamkeit. So vortheilhaft aber auch dieſes in der
Staatsverwaltung ſeyn mag, wo man es mit beſtimm=
ten Leiſtungen, und dem Willen Einzelner zu thun
hat; ſo wenig iſt es in kirchlichen Angelegenheiten paß=
lich, wo man es mit dem Glauben der Menſchen und
mit den Bedenklichkeiten der Gewiſſen zu thun hat.

Doch auch von dieſem allen ganz abgeſehen, ſo
würde ſchon ein Umſtand ganz allein die Beibehaltung
der Trennung der kirchlichen und der politiſchen Be=
hörden rathſam machen müſſen. Man weiß nämlich,
daß in Deutſchland Katholiken, Reformirte und Luthe=
raner gleiche bürgerliche Rechte erhalten haben, und
für gleich berechtigt zu Verwaltung der Staatsämter
erklärt worden ſind. Jedermann wird dieſe Anord=
nung als rechtlich und chriſtlich preiſen; aber es ſollten
nun auch kirchliche und politiſche Behörden deſto
genauer geſchieden werden. Denn es könnte ja nun
geſchehen, daß der größte Theil der Mitglieder einer
Staatsbehörde, vielleicht alle, zur katholichen Kirche
gehörten, und daß alſo die Proteſtanten ſolcher Länder
die vollziehende Kirchengewalt, und vielleicht einen
Theil der geſetzgebenden in den Händen von Männern
ſähen, die ihrem kirchlichen Vereine gar nicht angehö=
ren, und Rechte über ſie ausübten, von denen ſie in
ihrer eigenen Kirche keinen Schatten beſitzen. — Man
hat in frühern Zeiten den Grundſatz feſtgehalten, daß
der Fürſt nur dann das kirchliche Episkopat (denn
das polizeiliche oder politiſche bleibt ihm unter
allen Umſtänden) verwalten könne, wenn er ſelbſt
Mitglied der Kirche ſey. Nach dieſem richtigen Princip

verfuhr man in Sachſen, und errichtete bei der Religionsveränderung des regierenden Hauſes den Kirchenrath zur Verwaltung des kirchlichen Episkopats. Man weicht aber von jenem in der Natur der Kirche gegründeten Princip ab, wenn man die Verwaltung der Kirche Staatsbehörden überträgt, da man geſetzlich anerkannt hat, daß dieſe von jeder Kirche ſeyn können.

Es wurde den Staaten vor der Reformation gefährlich, daß nach päpſtlichen Principien kirchliche und politiſche Behörden zu ſchroff getrennt waren; aber es dürfte in der proteſtantiſchen Kirche das andre Extrem, die Auflöſung der kirchlichen Behörden in Staatsbehörden, eben ſo nachtheilig werden, zuerſt für die Kirche, dann rückwirkend für die Staaten. Die Einrichtung, wie ſie in Rußland, Schweden, Dänemark, England, Sachſen und andern Ländern iſt, daß der Fürſt des Landes auch das Oberhaupt der Geiſtlichkeit und Oberdirector der Kirche iſt, ſcheint das glücklichſte Temperament für die Verbindung der Kirche und des Staats zu ſeyn. Hingegen dürfte es nur Nachtheile bringen, wenn man die untern kirchlichen Behörden in Staatsbehörden verwandelte, oder den letztern die Verwaltung der Kirche übertrüge.

Doch ein tieferes Eingehen in dieſen Gegenſtand iſt hier nicht an ſeinem Orte. Es ſollte hier nur angegeben werden, woran es der proteſtantiſchen Kirche in Deutſchland fehle, und wie dieſe Mängel darauf hingewirket haben, die Verbreitung der Unkirchlichkeit zu befördern und ihre Entfernung zu erſchweren. Soll alſo etwas Wirkſames und Durchgreifendes für Belebung der Kirchlichkeit geſchehen; ſo wird man die innere Verfaſſung der Kirche verbeſſern oder vielmehr

vervollſtändigen müſſen. Eher mag auch von einer Kirchenzucht gar nicht die Rede ſeyn.

Außerdem aber wird auch der Staat ſelbſt dazu beitragen müſſen, die Kirchlichkeit zu befördern. Er, der der Kirche nie entbehren kann, hat eben ſo viel religiöſe als politiſche Gründe, ſelbſt auf Kirchlichkeit zu halten. Er fordere daher von ſeinen Dienern Kirchlichkeit, und ſehe bei Beſetzung wichtiger Aemter nicht allein auf Geſchicklichkeit, ſondern auch darauf, ob der zu wählende ſich zu ſeiner Kirche halte. Die Untreue in Erfüllung der übernommenen Pflichten gegen die kirchliche Geſellſchaft kann keine vortheilhafte Erwartung erwecken von der Treue in Erfüllung der Pflichten gegen den Staat. Man wende nicht ein, daß dann, wenn der Staat von ſeinen Dienern Kirchlichkeit forderte, dieſe bloße Heuchelei ſeyn, und des Staats wegen gezeigt werden würde. Denn es iſt hier nicht die Rede von Religioſität, ſondern von Kirchlichkeit. Jene bei ſolchen Staatsdienern zu erwecken, muß man der Kirche ſelbſt überlaſſen. Es iſt genug, wenn der Staat darauf hält, daß ſeine Diener kirchlich ſind. Dadurch wird der Kirche wenigſtens die Möglichkeit gegeben, auf ſolche Staatsdiener, welche die Kirche ſelten oder nicht beſuchen, moraliſch zu wirken. „Der Glaube kommt aus der Predigt;" aber nur dann, wenn man ſich die Mühe nimmt, die letztere zu hören.

Dann aber darf der Staat nicht nur keine Verfügung geben, wodurch die moraliſche Wirkſamkeit und Ordnung der Kirche gehindert werden könnte, ſondern auch keine ärgerlichen Sitten dulden, und keine Abweichungen von der Feier religiöſer Tage, beſonders

des Sonntags, erlauben. Die ältere Zeit war hierin viel ſtrenger als die neuere. Die Kriege haben auch dazu beigetragen, Unordnungen in der Sonntagsfeier zu befördern. Bisweilen duldet man ſie wohl auch aus falſchen Anſichten. Man will den Leuten Zeit geben und den Erwerb befördern. Aber unſre Vorfahren, die doch eine ſo große Menge jetzt abgeſchaffter Feſte feierten, waren nicht weniger wohlhabend, als wir jetzt ſind, und das gewerbſamſte aller Länder der Welt, England, feiert den Sonntag mit unerbittcher Strenge. Möchte aber auch der Erwerb befördert werden; ſo lebt doch der Menſch nicht vom Brode allein; folglich auch nicht allein fürs Brod und fürs Erwerben. Er muß auch lernen, das Erworbene würdig und mit Tugend gebrauchen; ſonſt wird er nur ſchlechter durch Reichthum, oder er ſchöpft in das Faß der Danaiden. Nicht reiche Bürger ſind das Glück der Staaten, ſondern tugendhafte Bürger, die ihre Staatspflichten gewiſſenhaft erfüllen, und ihren Reichthum wohl anwenden. Der gemeine Mann wird durch ununterbrochenes Verharren im Schmutze der Arbeit auch innerlich der Reinheit und Ordnung entfremdet. Es iſt ihm ſehr wohlthätig, daß er einen Tag der Woche den Staub der Arbeit abſchüttelt, die reine Hand zum Gebethe erhebt, und durch feſtlichen Schmuck erinnert wird, daß er nicht mit der Biene und Ameiſe auf gleicher Stufe im Reiche der Schöpfung ſtehe, ſondern als Menſch auch den Beruf habe, ſeinen Geiſt zu bilden und zu ſchmücken. Und auch der Gebildete bedarf es, daß er bisweilen ſeinen Geſchäften oder Vergnügungen entriſſen werde, damit der beſſere Menſch in ihm nicht unter dem Treiben des Lebens erſtickt, ſondern genährt und geſtärkt, und ſein Blick

den irdiſchen Dingen entzogen, und auf geiſtige und ewige Dinge gerichtet werde.

Außerdem aber muß man auch das eigene Beiſpiel der gebildeten Stände, beſonders der höhern, in Anſpruch nehmen. Sie müſſen in der Achtung gegen die Kirche, ihre Inſtitutionen, ihren Kultus und ihre Lehrer allen übrigen mit gutem Beiſpiele vorangehen. Denn wenn diejenigen, auf welche des Volks Blicke gerichtet ſind, und die es ſich ſo gern zu Muſtern nimmt, und doch wohl auch zum Muſter nehmen ſoll, mit einem böſen Beiſpiele vorangehen, und ſich der Kirche und den kirchlichen Handlungen entziehen; was ſoll da der große und ungebildete Haufe thun? was ſoll er glauben? — Wird er nicht argwöhnen, daß das ganze Kirchenweſen blos da ſey, um ihn zu zügeln und zu gängeln? — Aber was könnte dieſer Argwohn in ihm wirken? — Er wird dann gewiß nicht weniger Recht zu haben glauben, als die gebildeten und höhern Stände, und vielleicht nicht weniger Luſt beſitzen, ſich der Kirche gleichfalls zu entſchlagen. Es wird vergebens ſeyn, dieſes durch Geſetze über die Sonntagsfeier hindern zu wollen. Auch der Ungebildete begreift ſo viel, daß weder Rang noch Macht, weder Stand noch Reichthum, weder Gelehrſamkeit noch Bildung von den religiöſen und kirchlichen Pflichten entbinden können. Entbindet man ſich dennoch davon, ſo wird das Volk darin eine ſtillſchweigende Erklärung ſehen, daß das Geſetz ein willkührliches ſey, nicht aus menſchlicher und religiöſer Pflicht hervorgegangen.

Nehmen wir aber den Fall an, daß der große Haufe feſt an der Kirchlichkeit hielt, und das Beiſpiel der Unkirchlichkeit nicht nachahmen wollte; ſo würde er dann an der Religioſität ſeiner gebildeten Mitbürger

irre werden und ſie des Abfalls von dem Glauben für verdächtig halten. Ein trauriger, gefährlicher Verdacht, wenn er jemals wurzeln könnte. Denn damit würde ſich Entfremdung der Gemüther und moraliſcher Widerwille, wo nicht gar Verachtung verknüpfen. Es würde dann zu der Verſchiedenheit, die ohnehin Rang, Reichthum, Bildung, Gelehrſamkeit begründen, noch eine moraliſche und religiöſe Trennung kommen, und Kirchlichkeit und Unkirchlichkeit eine neue freiwillige Scheidewand zwiſchen Höhern und Niedern bilden, die dem Wohle der Staaten nicht anders als nachtheilig seyn könnte.

Es fehlt alſo den Gebildeten nicht an dringender Aufforderung, durch ihr Beiſpiel die Kirchlichkeit zu befördern. Denn es würde dem Staate, mithin auch denen, die am Staate das größte Intereſſe haben, gleich nachtheilig ſeyn, wenn der große Haufe entweder unkirchlich würde, oder auf die Gebildeten den entwürdigenden Verdacht der Irreligioſität werfen ſollte.

---

§. 9.

Eine vortheilhaftere Stellung des geiſtlichen Standes.

Endlich verdient unter den äußerlichen Verhältniſſen der Kirche, welche hier zu berückſichtigen ſind, auch der Stand der Geiſtlichen noch eine Erwähnung. Von ihm hängt in Hinſicht der wohlthätigen Wirkſamkeit der Kirche unendlich viel ab; denn er iſt es, der den größten Theil von demjenigen hand-

habt, wodurch die Kirche ein religiöſes Leben vermitteln ſoll, nämlich das Lehren und Vermahnen, die Verwaltung der Sacramente und des Kultus. Dieſer Stand muß gelehrt und moraliſch, lehrhaftig und exemplariſch ſeyn, wenn er den Zweck ſeines Daſeyns erreichen ſoll. Er muß daher ſich ſelbſt achten, von der Nützlichkeit ſeines Berufs durchdrungen ſeyn, und ſein Amt mit Freuden erfüllen. Ob aber gleich die eigene religiöſe Geſinnung des Geiſtlichen die ſicherſte Baſis ſeines Amteifers iſt, ſo iſt ſie doch nicht die einzige. Die äußerlichen Verhältniſſe müſſen ihn dabei unterſtützen; man muß ihm auch Achtung geben und beweiſen, wenn er nicht an ſich und ſeinem Amte zweifelhaft werden ſoll; man muß ihn auch gegen andre Stände ſo ſtellen, daß ſeine äußerlichen Verhältniſſe ſeine Berufstreue nicht lähmen, ſondern wirkſam machen. Unter dieſen äußerlichen Verhältniſſen ſind Brod und Ehre das Wichtigſte. Von beiden muß der geiſtliche Stand ſo viel beſitzen, daß das Talent zu ihm hingezogen, der Wetteifer ſeiner Glieder belebt, Luſt und Freude an ihrem Amte geweckt, und die Wirkſamkeit ihres Amtes auf die Gemeinden befördert werde.

Was nun zuerſt das Brod betrifft; ſo iſt dieſes im geiſtlichen Stande ſehr ungleich vertheilt; das heißt, es ſteht mit der Wichtigkeit und Beſchwerlichkeit des Amtes nicht in richtigem Verhältniſſe. Einzelne Pfarreien, beſonders mit großen Naturaldotationen ſind ſehr einträglich, obgleich oft wenig bei ihnen zu thun iſt; andre dagegen geben einen höchſt ſpärlichen Ertrag, und fordern doch Talent und Fleiß. Im Ganzen aber ſind die geiſtlichen Stellen in den meiſten Ländern nur von einem ſehr mittelmäßigen Ertrage,

und nur wenige Aemter haben ſo viel Einkommen, daß es ihren Inhabern möglich wird, in einer Reihe von Jahren einiges Eigenthum dabei zu erwerben. Beſonders aber ſind viele Pfarrämter in den Städten, weil ſie meiſtens nur auf Geld angewieſen ſind, ſo ärmlich geworden, daß ſie kein hinlängliches Auskommen mehr gewähren; und doch werden nach der Natur der Sache grade hier an den Geiſtlichen die meiſten Anſprüche auf Kenntniſſe, Predigergaben, Fleiß und äußerlichen Anſtand gemacht; doch iſt grade hier das Anſehen der Kirche und ihrer Lehrer am meiſten geſunken. Dieſe Erſcheinung erklärt ſich aber hinlänglich aus der Geſchichte. Die Beſoldungen der meiſten geiſtlichen Stellen ſind in dem Jahrhundert der Reformation gemacht, wo das Geld noch in ſehr hohem Werthe ſtand, und Luther ſich demuthsvoll weigerte, ein ihm vom Churfürſten von Sachſen geſchenktes Tuch zu einem Kleide zu tragen, weil die Elle davon ſechs Groſchen koſtete, und ſo theures Tuch nur Fürſten zu tragen gezieme. Wo nun die Dotation der Pfarreien in Naturalien beſtand, wie bei den meiſten Stellen auf dem Lande, da blieb das Verhältniß zwiſchen Beſoldung und dem Betrage des Bedarfs immer noch erträglich, und darum findet man die einträglichſten Pfarreien noch auf dem Lande. Wo aber die Dotation in Gelde beſtand, wie meiſtens in den Städten, da trat allmählig ein großes Mißverhältniß zwiſchen der Beſoldung und den Preiſen der nothwendigſten Dinge ein. Im 17ten Jahrhundert, und auch noch im Anfange des 18ten wurde dieſes Verhältniß an vielen Orten durch die Liberalität der Parochianen ausgeglichen, indem dieſe die Accidentien freiwillig erhöhten. Mit der Periode der Unkirchlichkeit hörte dieſe

Ausgleichung auf. Man ſetzte in neuern Zeiten die Accidentien auf einen unveränderlichen Fuß, und beugte eiferſüchtig ihrer fernern Erhöhung vor. Gleichwohl aber waren es die neuern Zeiten, wo die unentbehrlichſten Handwerker den Arbeitslohn oft um das Doppelte ſteigerten, und wo alle Bedürfniſſe ſo außerordentlich im Preiſe ſtiegen. Je größer und beunruhigender die Progreſſion dieſes Steigens bisher geweſen iſt, und je mehr ſich das Hauptaccidenz in den Städten, das ohnehin anſtößige Beichtgeld, vermindert hat; deſto beunruhigender iſt auch bei vielen geiſtlichen Stellen das Mißverhältniß zwiſchen Beſoldung und Bedarf geworden.

Die Wirkungen davon auf den geiſtlichen Stand und die Rückwirkungen auf die Kirchlichkeit laſſen ſich leicht ermeſſen, und es iſt ihrer bereits gedacht worden. Zu einem Stande, wo die Beſoldungen nicht nach der Wichtigkeit der Aemter, ſondern nach dem Zufalle der Dotationen beſtimmt ſind, und mit den Preiſen der nothwendigſten Dinge immer mehr außer Verhältniß kommen, wo der beſondere Amtsfleiß keine Belohnungen zu erwarten hat, und der größte Theil der Stellen ein höchſt beſchränktes Auskommen gewährt, wird natürlich der Zudrang der Bewerber immer geringer, folglich die Auswahl brauchbarer Subjecte immer ſchwieriger werden. Denn eine Menge geiſtlicher Stellen ſind in Wahrheit ſo gering geworden, daß keiner darauf leben kann, der nicht eigenes Vermögen hat oder eine reiche Frau heirathet. Jünglinge von Talent, Vermögen und guter Erziehung wählen daher die Theologie immer ſeltener. Die Geiſtlichen aber werden durch Nahrungsſorgen verdroſſen, unzufrieden mit ihrem Berufe, und verächtlich bei den

Gemeinden, deren Wohlthätigkeit ſie bedürfen. Ihr Geiſt und ihr Haus verkümmert und verbauert aus Mangel, und nur zu oft führt ſie die dringende Noth entweder zu unanſtändigem Erwerb, oder zur Schmeichelei gegen die Reichen, oder zum Geiz. — Dieſe Lage des geiſtlichen Standes aber, die immer ſchlimmer werden muß, je tiefer das Geld im Werthe ſinkt, verdient eine ernſtliche Beherzigung, wenn nicht Uebel daraus hervorgehen ſollen, die ſich dann, wenn ſie einmal entſtanden ſind, nicht mit Gelde wieder werden gut machen laſſen. Mögte man nur nirgends auf den unglücklichen Gedanken kommen, die Naturalbeſoldung der Geiſtlichen in Geld verwandeln zu wollen. Wo dieſes vor funfzig und mehr Jahren bereits geſchehen iſt, da ſind jetzt die Stellen nicht mehr im Stande, ihren Mann zu nähren. Ein Gleiches würde, wenn man die Geiſtlichen blos auf Geld ſetzen wollte, in funfzig Jahren bei den meiſten, wo nicht bei allen Stellen der Fall ſeyn. Dieſes wäre keine Verbeſſerung, ſondern die ärgſte Verſchlimmerung des ökonomiſchen Zuſtandes der Geiſtlichkeit.

Man wirft hier vielleicht ein, daß auch viele Civildiener keine beſſere Beſoldung hätten, als die Pfarrer. Dieſes iſt leider wahr, und beweiſet, daß die Wiſſenſchaft in Deutſchland nicht eben ſonderlich belohnt wird. Aber daraus folgt nur ſo viel, daß auch dieſe ein eben ſo gutes Recht auf beſſere Beſoldung haben, als ein Theil der Diener der Kirche. Dennoch aber ſind die Verhältniſſe nicht gleich. Dem ſchlechtbeſoldeten Civildiener erlaubt man immer noch andre, oft ſehr gewinnreiche Nebengeſchäfte zu treiben, oder man überträgt ſie ihm auch; aber dem Geiſtlichen iſt jedes Nebengeſchäft gänzlich unterſagt. Der Civiliſt

kann ſeinen Wirkungskreis und mit ihm ſeinen Erwerb nach dem Maaße ſeiner Kenntniſſe und Thätigkeit erweitern; der Geiſtliche aber nicht. Er kann nicht mehr taufen, begraben, trauen, als in ſeiner Parochie geboren werden, ſterben oder ſich verehlichen; er kann nicht mehr haben, als ſein Gehalt oder ſein geiſtliches Gut betragen. Mögen auch die Bedürfniſſe ſteigen, mag ſich auch ſeine Haushaltung vermehren, mag er noch ſo fleißig, geſchickt und thätig ſeyn; ſo bleibt ſich doch ſeine Einnahme jedes Jahr gleich, und ſeine ökonomiſche Lage verbeſſert ſich nicht. Der Civiliſt endlich iſt Staatsbürger und übt alle ſtaatsbürgerlichen Rechte, die ihm nach der Verfaſſung zukommen; der Geiſtliche iſt in dieſer Hinſicht in ſtrenge Grenzen gewieſen, und ſteht jedem andern Laien nach.

Am leichteſten wäre geholfen, wenn man der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit die Ehe unterſagte, weil wohl wenige Aemter ſo ſchlecht ſind, daß ſie nicht einen Mann ohne Familie ernähren ſollten. Doch dieſes Auskunftsmittel wäre wohl unter allen möglichen das ſchlimmſte; denn die Eheloſigkeit würde noch weit mehr vom geiſtlichen Stande abſchrecken, und den Mangel an geſchickten Subjecten aufs Schnellſte herbeiführen. Man ſetze uns das Beiſpiel der katholiſchen Kirche nicht entgegen. Wir haben weder Abteien, noch Commenden, noch Priorate, noch Canonicate, noch Bisthümer, noch Erzbisthümer, noch Kardinalate, um Menſchen zu vermögen, daß ſie auf eines der natürlichſten und glücklichſten Verhältniſſe freiwillig Verzicht leiſten. Was die katholiſche Kirche für dieſe Verzicht biethen kann, das iſt bei uns während der Reformation in die Hände des Staats gekommen,

und wenn bei uns der Staat nur den vierten Theil des damals gemachten Gewinns für die proteſtantiſche Geiſtlichkeit anwenden wollte; ſo wäre ihrem Bedürfniſſe reichlich abgeholfen. Ueberhaupt hat die Erfahrung hinlänglich bewieſen, wie verderblich die Eheloſigkeit dem Amte der Seelſorge ſey. Die Geiſtlichen „würden alsdann, ſagt Luther, zu unſern Weibern und Töchtern gehen; wenn ſie dieſelbigen zu Freunden haben, ſo müſſen ſie die Männer und Väter auch wohl lieben."

Was vom Brode gilt, das gilt in noch höherm Grade von der Ehre. Pfarrer auf dem Lande oder in kleinern Städten bedürfen zwar keines großen Ranges, weil ſie ſelten in ihren Gemeinden mit Menſchen von höherm Range, die Patrone ausgenommen, zuſammentreffen. Doch ſollten ſie ſo geſtellt ſeyn, daß ſie nirgends dem Unſtudierten gleichſtehen oder nachſtehen müßten, z. B. dem Canzelliſten oder Geleitseinnehmer und dergleichen. Denn dieſe fangen ihren Lauf oft genug mit dem Bedienten an, während der Pfarrer ſich eine wiſſenſchaftliche Bildung zu eigen machen und Geld und Zeit dafür aufwenden mußte. Aber Pfarrer in größern oder gar in großen Städten, geiſtliche Inſpectoren, Superintendenten, Generalſuperintendenten, Hofprediger, Oberhofprediger, Conſiſtorialbeiſitzer, oder wie ſie ſonſt Namen haben mögen, ſollten anders geſtellt ſeyn als ſie es in der Regel ſind. Man hat zwar den Stand der Religionslehrer dadurch beſonders zu ehren gemeint, daß man ſagte: er bedürfe gar keines Rangs, weil ſein Geſchäft ſo geiſtig und würdig ſey, daß es durch politiſche Rangverhältniſſe gar nicht beſtimmt werden könne; vielmehr gäben ihm

die Natur ſeines Amtes eine Würde, welche ihm keine Verfügung des Staats gebe, und die ihn über die äußerlichen Rangverhältniſſe erhebe. Hierin liegt aber nur das Wahre, daß der Gegenſtand der geiſtlichen Amtsführung, die Religion und Kirche, in ihrer Würde unabhängig iſt von allen äußerlichen Verhältniſſen; aber die Geiſtlichen ſind weder die Religion noch die Kirche, ſondern ſie ſind Individuen, mitten in der großen Kette der Staatsbürger ſtehend. Die Kirche iſt nichts Unſichtbares, ſondern etwas Sichtbares, und noch mehr das Predigtamt. Die Diener der Kirche ſtehen mit andern in äußerlichen Verhältniſſen, und dieſe können nicht unbeſtimmt und der Willkühr eines Jeden überlaſſen bleiben. Auch iſt die äußerliche Ehre in allen Ständen ein Mittel, um dem Amte, ganz abgeſehn von ſeiner innern Würde, ſein Anſehn und ſeine Wirkſamkeit zu ſichern. Warum gäbe man denn ſonſt überhaupt den Aemtern einen gewiſſen Rang, wenn die Würde und Wichtigkeit der Amtsgeſchäfte an ſich ſchon genug wäre? —

Es iſt nun aber offenbar, daß Männer, die bei den höhern, ja ſelbſt den höchſten Ständen die Seelſorge zu verwalten und die heiligen Handlungen zu verrichten haben, in eine ſolche Stellung gegen dieſe Stände geſtellt werden müſſen, welche ihnen Amtswegen eine gewiſſe Hochachtung verſichert. Man ſage nicht, ihre perſönlichen Vorzüge müßten es ganz allein ſeyn, die ihnen jene Hochachtung verſchafften und erhielten. Wenn wir auch vorausſetzen könnten, daß jeder, dem die Seelſorge bei höhern Ständen anvertraut iſt, ſolche perſönliche Vorzüge wirklich habe; ſo kann ſie doch nicht jeder geltend machen; ſoll es nicht einmal. Und wäre auch dieſes, ſo gehörte

nun auch dazu, daß die höhern Stände dieſe Vorzüge anerkennten, und ſich dadurch zu einer gleichbleibenden Achtung beſtimmen ließen. Wer aber den Menſchen und den mächtigen Einfluß der äußerlichen Verhältniſſe kennt, wird dieſes alles nicht leicht, und das Letztere am wenigſten erwarten. Leute von höherm Stande werden durch den Einfluß ihrer äußern Lage von Jugend auf gewöhnt, ihre und Andrer äußerliche Verhältniſſe zu bemerken, und in ihrem Benehmen dieſelben ſorgfältig zu berückſichtigen. Sie ſind unvermeidlich den Verhältniſſen und der Etiquette gehorchend. Dadurch bildet ſich bei ihnen unvermerkt eine Stufenleiter der Achtung gegen Andere, welche mit den im Staate beſtehenden Rangverhältniſſen ganz parallel läuft. Wenn nun auch unter ihnen immer Einzelne ſich darüber zu erheben wiſſen, und ihre Achtung mehr nach der Perſon abmeſſen; ſo iſt dieſes doch bei dem größern Theile der Fall nicht, kann es nicht ſeyn; beſonders bei der weiblichen Welt und der Jugend der höhern Stände, welche meiſtens nach leicht verzeihlicher Sinnlichkeit und Unerfahrenheit auf Rang, Titel und Verhältniß den größten Werth zu legen pflegt. Wenn nun aber der Seelſorger der höhern Stände durch ſeine bürgerliche Stellung von ihrem Umgange und ihren Geſellſchaften ausgeſchloſſen iſt; wenn er da, wo ſie ſind, nicht ſeyn darf, oder, wollte er da ſeyn, vielleicht unter den Zuſchauern ſtehen müßte; wenn er in Colliſionsfällen ihnen, vielleicht auch den Jüngſten und ihnen, überall nachſteht; ſo iſt es wohl ganz unvermeidlich, daß dadurch eine Geringſchätzung ſeines Amtes und Geſchäfts entſtehen muß, die der Wirkſamkeit der Seelſorge bedeutenden Eintrag thut. Die innere Würde des Amts und die Kraft der Wahrheit

macht hier nicht alles aus. Der Menſch hat nicht nur Vernunft ſondern auch Sinnlichkeit, und man muß das Amt, wenn es Eindruck machen ſoll, auch mit einer äußerlichen entſprechenden Würde bekleiden. Es kann daher nicht befremden, daß die von Frankreich herübergekommene Geringſchätzung und Verachtung der Kirche die höhern Stände ſo leicht ergreifen konnte, und es iſt leicht erklärlich, warum es hier ſo ſchwierig war, der Unkirchlichkeit entgegen zu wirken. Auch liegt darin gewiß ein Grund, warum ſich ſeit der Reformation die Erfahrung mehr als ein Mal wiederholt hat, daß Perſonen von hohem und fürſtlichen Stande ſich von der proteſtantiſchen Kirche zur katholiſchen Kirche wendeten, nicht aber umgekehrt. Die katholiſche Geiſtlichkeit gewann ſolche Proſelyten wahrhaftig nicht durchs Predigen, ſondern durch den perſönlichen Umgang, und die dadurch gegebene Möglichkeit, auf die Gemüther der Hohen zu wirken. Dieſes aber grade iſt es, was den Lehrern der proteſtantiſchen Kirche größtentheils, wo nicht an vielen Orten ganz, verſagt iſt. Man hat ſie in neuern Zeiten, in der Meinung ſie zu ehren, Volkslehrer genannt, und ſie ſelbſt haben ſich oft in dieſem Titel gefallen; aber es iſt kaum zu zweifeln, daß nicht dadurch Manche in den Wahn geſetzt oder darin beſtärkt worden ſeyn ſollten, als ob die Geiſtlichen nur für den Haufen des Volks da wären. Sie ſind aber Diener und Lehrer der Religion; und dieſe geht alle Stände an. — Die alten Völker waren hierin weiſer, und man wird im ganzen Alterthume kein gebildetes Volk finden, bei dem die Diener der Religion und die Verwalter der Heiligthümer in einem ſolchen Verhältniſſe geſtanden hätten, in welchen ſie bei den deutſchen Proteſtanten ſtehen.

Auch ſind England, Schweden, Dänemark und Norwegen, als ſie die Reformation annahmen, hierin dem Beiſpiele der deutſchen Proteſtanten nicht gefolgt. Sie behielten die höhern geiſtlichen Würden bei, und ließen ihren Biſchöffen und Erzbiſchöffen einen Rang und ein Einkommen, wodurch die Würde der Kirche und Religion unter den höhern Ständen behauptet, und der Unkirchlichkeit begegnet werden konnte. Wenn aber zum Beiſpiel im Königreiche Sachſen die Superintenten, ob ſie dort gleich oft 100,000 Menſchen in ihrem Sprengel zählen, und einer ſehr großen Anzahl Geiſtlicher und Schullehrer vorgeſetzt ſind, dennoch keinem Lieutenant, keinem adelichen confirmirten Jüngling, keinem Acciscommiſſär, keinem Kaufmanne, der ſich den Titel eines Commercienraths gekauft hat, im Range gleichkommen; ſo kann wohl dadurch die Wirkſamkeit ihres Amtes nicht befördert, und weder bei Hohen noch bei Niedern ein vortheilhafter Begriff von der Würde der Kirche und der Wichtigkeit und Nützlichkeit der geiſtlichen Aemter erweckt werden.

Auch iſt bei uns die Laufbahn des Geiſtlichen zu ſehr verkürzt. Sie endigt mit dem Conſiſtorialrathe, geht aber, wenigſtens in den meiſten Ländern, nicht bis zur Directorialſtelle des Conſiſtoriums, welche der juriſtiſchen Bank vorbehalten iſt. Nun iſt zwar die Gegenwart juriſtiſcher Beiſitzer in den Conſiſtorien wegen der oft unvermeidlich zur Sprache kommenden rechtlichen Verhältniſſe nothwendig, und zugleich nützlich, um zwiſchen Staat und Kirche in den Anſichten des Collegiums ein glückliches Temperament hervorzubringen. Aber es läßt ſich kein Grund auffinden, warum der juriſtiſchen Bank das Directorium ausſchließlich zukom-

men ſollte. Ein kirchliches Collegium ſollte wohl auch am ſchicklichſten einen Diener der Kirche zum Director haben. Daß die geiſtliche Bank davon ausgeſchloſſen iſt, ſcheint immer eine gewiſſe Zurückſetzung derſelben zu ſeyn. Man ſagt vielleicht, die geiſtlichen Beiſitzer, als des Rechts unkundig, ſeyen nicht im Stande, das Directorium zu führen. Doch die reinen Rechtsſachen, deren Führung natürlich jederzeit ein weltlicher Beiſitzer haben müßte, ſind in den Conſiſtorien nicht die Hauptſache, ſondern die kirchlichen und geiſtlichen Dinge. Dieſe aber kann nach der Natur der Sache die geiſtliche Bank, wenn man ſie anders mit tüchtigen Männern beſetzt, in den meiſten Fällen beſſer, in allen Fällen aber eben ſo gut beurtheilen als die juriſtiſche. Die Anſprüche auf das Directorium, die auf die Beſchaffenheit der Sachen gegründet werden (die einzigen haltbaren!), ſind daher für die geiſtliche und weltliche Bank gleich, und ſo wie jetzt der juriſtiſche Director die Examina, Colloquia, Liturgie und was ſonſt rein kirchlich iſt, ſeinem Anſehen unbeſchadet, der geiſtlichen Bank überläßt, eben ſo könnte der geiſtliche Director die reinen Rechtsſachen der weltlichen Bank überlaſſen. So wird es gewiß ſchicklicher ſeyn, wenn nicht nur das Examen, ſondern auch die Verpflichtung, und vorkommenden Falls die Admonition der Pfarrer und Schullehrer durch einen geiſtlichen Beiſitzer geſchieht. Die Admonition in Amtsangelegenheiten durch einen juriſtiſchen Chef, während die geiſtlichen Beiſitzer dabei ſtumm zuhören, hat immer etwas dem richtigen Gefühle Widerſtrebendes, und bleibt oft entweder hinter dem nöthigen Ernſte zurück, oder verwundet durch zu große Strenge. Eben ſo unſchicklich würde es ſeyn, wenn der Theolog den Juriſten über fehlerhaftes Ver-

fahren in Rechtsſachen conſtituiren ſollte. Eines paßt ſo wenig als das Andre.

Auch hierin ſollte daher eine billige Veränderung ſtatt finden, durch welche dem Talent und der Ehrliebe im geiſtlichen Stande eine erweiterte Laufbahn eröffnet, und ein wichtiges Mittel mehr gewonnen würde, den Fleiß der Theologen zu erwecken und zu belohnen. Es iſt hierin neuerlich einiges geſchehen, indem man im Preußiſchen und nur kürzlich in Rußland, die evangeliſche Biſchoffswürde eingeführt hat, deren Wiederherſtellung ſchon vor hundert Jahren dringend angerathen wurde. *) Die Hauptſache aber wird immer ſeyn,

*) Es dürfte nicht unintereſſant ſeyn, die Gründe zu hören, mit denen damals (1711) Jablonsky die Herſtellung, nicht des biſchöfflichen Titels, ſondern des biſchöfflichen Amts dem Könige von Preußen empfahl. Nachdem er bemerkt hat, daß unter Andern auch Grotius das biſchöffliche Amt für eine apoſtoliſche und ſehr nützliche Einrichtung erklärt habe, ſetzt er hinzu: „Allwege iſt anmerklich, daß „kein Stück in der ganzen chriſtlichen Religion geweſen, „darin alle Chriſten ins gemein, ganze XV secula hin„durch, ſo gar einſtimmig geweſen, als eben der Episco„patus. Zu allen Zeiten von den Apoſteln an, und an „allen Orten, durch Europam, Asiam und Africam, wo „nur Chriſten geweſen, ſind auch Biſchöffe geweſen. Und „da die Chriſten ſich ſonſt in Lehr und Gebräuchen getren„net, — ſind ſie doch alle darin einſtimmig verblieben, „daß ſie ihre Biſchöffe beibehalten. — — Erſt zu den „Zeiten der Reformation iſt man von dieſer wohlherge„brachten Praxi in Deutſchland [denn Schweden, Däne„mark, England behielten das biſchöffliche Amt bei] abge„gangen. Denn man wollte der römiſchen Kirche mög„lichſt wehe thun, und weil ſelbige den Biſchöffen zu viel „zugeeignet hatte, iſt man daher aufs andre Extremum „verfallen, und hat in ſolcher Concertation die chriſtliche

daß mit dieſer Würde auch ſolche Realitäten verbun=

„Antiquität um ſo viel leichter aus den Augen ſetzen kön=
„nen. — — Sothane Veränderung iſt doch nicht ohne
„Aergerniß der Orientaliſchen Chriſten geſchehen, deren
„einige in gewiſſen vormals in Pohlen und Littauen mit
„ihnen gehabten Conferenzien, die dortigen evangeliſchen
„kaum vor rechte Chriſten erkennen wollen, weil ſie von
„der allgemeinen, chriſtlichen Kirchen=Regierung abge=
„wichen. — — An meinem Ort halte ich folgende zween
„Sätze vor gewiß: 1) daß eine Subordination in der Kir=
„chen=Regierung eben ſo nöthig, wie in allen andern
„corporibus und menſchlichen Geſellſchaften ſey. — Wenn
„alle Officiere bei der Armee einander gleich wären, und
„von dem Directore Rerum Militarium alle unmittelbar
„dependireten, wie würde es wohl bei ſolcher Armee her=
„gehen? und was würde damit auszurichten ſeyn? 2) daß
„dieſe nöthige Subordination nicht füglicher als durch
„einen rechtmäßigen episcopatum einzurichten ſey. 1)
„Propter venerationem primitivae et conformitatem
„praesentis ecclesiae christianae; ne, cum a Romana
„discessimus, a catholica discessisse videamur. Und
„alſo 2) um nicht Anſtoß und Aergerniß zu geben der in
„Oſt und Weſt ausgebreiteten Chriſtenheit, welche die alte
„Einrichtung beibehält. Auch 3) um den geiſtlichen Or=
„den aus derjenigen Verachtung zu heben, in welche ſel=
„biger an theils Orten gerathen. Es iſt bekannt, daß faſt
„kein façonlicher Mann mehr ſein Kind will Theologiam
„ſtudiren laſſen, wie denn dieſe große Stadt (Berlin),
„und da die Aeltern öfters mit ihren Kindern verlegen
„ſind, gegenwärtig nur zween reformirte Candidatos
„Theologiae fourniret, deren einer eines Beckers der
„andre eines Schneiders Sohn iſt. Und wenn gleich die
„Theologi ihre Söhne der Theologie widmen, dieſe
„auch anfänglich dazu Luſt bezeigen, jedoch ſo bald ſie in
„in die Jahre kommen, daß ſie über des Cleri Zuſtand zu
„reflectiren vermögen, ſatteln ſie um, und wählen die

den werden, welche ſie zu mehr als einem bloßen Ehren-titel machen. *)

„weltlichen Studia, wie ſolches offenbar, und die Exem-„pel bekannt ſind. [Bis auf den heutigen Tag hat die „Kirche dadurch viele talentvolle Männer verloren.] Es „kann aber hieraus nichts anders entſtehen, als daß gerin-„ge Leute, die weder Education, noch Subsidia Eruditio-„nis haben, die ſich mit Famuliren und Präceptoriren „durchbringen müſſen, die weder Gelehrtheit noch Con-„duite haben, und die freilich dem heiligen Orden nicht „ſo wohl Ehre als Schimpf bringen müſſen, der Theolo-„gie gewidmet bleiben; wodurch aber die allgemeine Er-„bauung gehemmet, und der Profanität und Ungöttlichkeit „die Thüre geöffnet wird, weil mit der Perſon ſolcher „Leute auch ihr Amt verachtet werden muß. Dieſes iſt „nicht die rechte Weiſe, Gott für das Gnadenlicht ſeines „Evangelii zu danken. — — Es wird aber unſchwer ein „Weg anzugeben ſeyn, den Episcopatum auf unanſtößige „Weiſe und dergeſtalt einzurichten, damit jura majestatis „circa sacra nicht verletzet, ſondern vielmehr befeſtiget, „auch die Autorität des Directoris rerum ecclesiastica-„rum nicht gekränket, ſondern allein der Ruhe ſeines „Gewiſſens mehreres gerathen würde, da ſelbter bei jetzi-„ger Verfaſſung die weitausgeſtreckte Kirchen-Beſorgung „als ein Nebenwerk handeln muß. —" S. Henke's Ma-gazin 5ter Bnd. 1. Stück. S. 220 ff.

*) Bis jetzt ſcheinen die evangeliſchen Biſchöffe und Prälaten von ihrem Landesherrn katholiſchen Biſchöffen noch nicht gleich geachtet zu werden. Der katholiſche Biſchoff iſt überall Vorſitzender und Director ſeines Kapitels. Noch aber hat man nichts vernommen, daß der Vorſitz in einem Conſiſtorio mit der Stelle eines evangeliſchen Biſchoffs und Prälaten verbunden worden ſey. Im Gegentheile ſitzt (nach Be-fehl vom 20. Jul. 1819) der evangeliſche Biſchoff in Peters-burg in einem Conſiſtorio, das einen weltlichen Präſiden-

Doch es ſollte hier auf dieſe Umſtände nur hingewieſen werden, um bemerklich zu machen, daß zu Erweckung und Befeſtigung der Kirchlichkeit überhaupt, und in den höhern Ständen insbeſondere, die Stellung des geiſtlichen Standes einer Verbeſſerung bedürfe. Das gewöhnliche Geſchrei, daß dadurch eine dem Staate gefährliche Hierarchie entſtehen würde, widerlegt ſich durch Schwedens, Dänemarks, Eng-

ten und Vicepräſidenten hat. Was den Rang betrifft, ſo hat die neue Darmſtädtiſche Hof-Rangordnung den katholiſchen Biſchoff und den evangeliſchen Prälaten zwar in eine Klaſſe, die 2te, geſetzt, aber dem Biſchoffe den Vorrang gegeben, obgleich der Hof evangeliſch iſt. Nach der neuern Kurheſſiſchen Hofordnung ſteht der katholiſche Biſchoff in der erſten, der evangeliſche Generalſuperintendent in der 3ten Klaſſe. — Was das Einkommen betrifft, ſo haben in Preußen die beiden Erzbiſchöffe zu Kölln und Gneſen und der Biſchoff von Breslau, jeder jährlich 12,000 Thaler, und jeder katholiſche Biſchof jährlich 8000 Thaler und freie Wohnung angewieſen bekommen. — Nach der ſo eben bekannt gewordenen Würtembergiſchen Hof-Rangordnung ſteht der katholiſche Landesbiſchoff in der 3ten Klaſſe beim Generalmajor, Präſidenten ꝛc., der evangeliſche Generalſuperintendent und Prälat in der 4ten Klaſſe bei dem Kammerherrn und Oberſten, und bis zu dieſer Klaſſe geht der Perſonal-Adel und die Hoffähigkeit. Die Superintendenten oder Dekane ſtehen in der 7ten Klaſſe mit Hofräthen, Oberamtleuten, dem Hauptmanne; — die Pfarrer und Helfer (Diakonen) in der 8ten mit dem Lieutenant, Legationsſecretär, Oberpoſtmeiſter. — Dieſe Würtembergiſche Rangordnung iſt, ſo viel mir bekannt iſt, in Deutſchland die günſtigſte für den geiſtlichen Stand, und läßt, wenn dem evangeliſchen erſten Geiſtlichen das Directorium im Conſiſtorio übertragen wird, keinen billigen Wunſch unbefriedigt.

lands und der ruſſiſchen Kirche Beiſpiel. Wo der Landesfürſt Oberbiſchoff der Geiſtlichkeit iſt, und die Jurisdiction über ihre Perſon und das Directorium der Kirche führt; da iſt die Furcht vor einer Hierarchie ein leeres Phantom. Man treibt aber in Wahrheit mit dem Worte Hierarchie bisweilen ein Spiel, und nennt alles hierarchiſch, was die Kirche zu ihrem Beſtehen in Anſpruch nimmt. Die Extreme ſind nirgends nützlich. Eine römiſche Hierarchie iſt allerdings ein großes Uebel, eben ſo wie im Staate die Despotie. Aber gar keine Hierarchie haben, iſt eben ſo unzweckmäßig und ſchädlich, als die Form der reinen Democratie. Eine gemäßigte Hierarchie dagegen iſt für die Kirche eben ſo die zweckmäßigſte Regierungsform, wie für den Staat die gemäßigte Monarchie.

Dagegen kann es nur Bedauern oder Lächeln erregen, wenn man den geiſtlichen Stand dadurch mächtig zu heben meint, daß man ihn durch ein beſonderes Kleid, eine Amtstracht fürs bürgerliche Leben, wie den Soldaten vor allen andern Ständen äußerlich bezeichnet. Man ſagt, das Kleid mache den Mann! Dieß iſt, wie die meiſten Sprüchwörter, in einem gewiſſen Sinne wahr, und in einem andern nicht wahr. Wahr, in wie fern das Kleid einen geachteten Stand, oder Reichthum, oder einen gebildeten Geſchmack, kurz irgend eine Realität ankündiget, die man zu ehren gewohnt iſt. So beim Soldaten, deſſen Kleid jeden, der es ſchaut, unwillkührlich an alle die Ehrenvorzüge erinnert, welche dieſen Stand über andere Stände erheben. Falſch aber iſt es, wenn dem Kleide keine ſolche Realität entſpricht. Das Kleid allein wird daher den geiſtlichen Stand eben ſo wenig heben, als die Peruque, die vormals zur Würde des Geiſtlichen zu gehören ſchien. Denn

wenn der Stand, den es bezeichnet, weder durch Rang, noch durch Einfluß, noch durch Wohlſtand, noch durch die Achtung, die er vom Staate genießt, ausgezeichnet iſt; wenn er vielleicht gar begleichgültigt, und mit Widerwillen betrachtet wird; ſo wird das Kleid, wie ſchon vormals der ſimple ſchwarze Rock, vergebens getragen, wo es nicht gar Veranlaſſung gibt zu Neckereien. In Hinſicht der Wirkſamkeit des geiſtlichen Standes wird durch das Kleid nichts gewonnen, und es iſt kein gutes Zeichen, wenn man dadurch den Stand zu heben, und die Realitäten der Ehre und des anſtändigen Unterhalts zu erſetzen meint. Denn wenn auch das Kleid dem Pöbel einigen Reſpekt einflößen ſollte; ſo werden doch die höhern und gebildeten Stände in dieſem Rock eben nichts ſehen als — einen Rock. Die Zweckmäßigkeit einer beſondern Amtskleidung bei geiſtlichen Verrichtungen wird Niemand läugnen; aber eine Uniform fürs geſellſchaftliche Leben wird, wenn ſonſt alles beim Alten bleibt, den Geiſtlichen nur in Unkoſten, nicht ſelten in Verlegenheit ſetzen, und doch ſeine amtliche Wirkſamkeit nicht fördern. Wird ſie vielleicht gar geſchmacklos, ſteif und pedantiſch vorgeſchrieben; ſind einzelne Geiſtliche ſchwach genug, auf dieſe Standestracht gewiſſe Anſprüche im bürgerlichen Leben gründen zu wollen: ſo iſt ſie nichts als eine Veranlaſſung zu leichtfertigen Neckereien und Spöttereien. Ueberhaupt fordert ein Kleid, wenn es Achtung einflößen und imponiren ſoll, auch eine zarte und achtungsvolle Behandlung von Seiten des Staats. Fehlt dieſe, ſo wird aller Ernſt des geiſtlichen Kleides zum Spinnengewebe gemacht, ſelbſt für das Volk.

---

§. 10.

Ueber Kirchendiſciplin, Presbyterien und geiſtliche Synoden.

Das bisher Geſagte ſchien das Wichtigſte zu ſeyn, was bei Beförderung der Kirchlichkeit zu berückſichtigen, zu wünſchen, zu veranſtalten wäre. Anderes, wovon manche viel, wo nicht alles Heil erwarten, ſcheint, wenn auch nicht an ſich, doch für jetzt entweder unausführbar oder nutzlos. Nur Weniges möge daher darüber geſagt werden, damit es nicht aus Nachläſſigkeit übergangen ſcheine.

Zu den in den jetzigen kirchlichen Verhältniſſen unausführbaren und deswegen nutzloſen Vorſchlägen, über welche viel geſprochen und geſchrieben wird, gehört die Einführung, oder vielmehr die Wiederherſtellung einer Kirchenzucht, das iſt eines directen oder indirecten Zwangs zur Erfüllung der kirchlichen Pflichten und zur Vermeidung auffallender und anſtößiger Unſitten.

Daß Diſciplin jeder Geſellſchaft heilſam ſey, und daß die Kirche wie jede andre Geſellſchaft, ein Diſciplinarrecht über alle ihre Mitglieder habe, iſt außer Streit. Aber in ihrem jetzigen Zuſtande muß unſre Kirche auf alle Kirchenzucht Verzicht leiſten, weil ſie dieſelbe — nicht zweckmäßig und wirkſam ausüben kann. Unſre zeitherigen Stufen der Kirchendiſciplin beſtehen zwar noch geſetzlich, aber man bringt ſie ſchon längſt nicht mehr in Anwendung, wenigſtens die höhern Stufen, den Bann, nicht; und man thut daran ſehr wohl. Dieſe Stufen nämlich ſind 1) die Vermahnung (in drei Graden; vor dem Pfarrer, dem Superintendenten und dem Conſiſtorio), 2) der kleine

Bann, oder das Ausſchließen von Beichte und Abendmahl, und 3) der große Bann, oder das gänzliche Ausſchließen aus der Kirche. Andre Mittel der Kirchenzucht wird man im Weſentlichen auch nicht auffinden können, indem ſich dieſe allein mit der Natur eines freien religiöſen Vereins vertragen. Auf dem Lande mag wohl die erſte Stufe, die Vermahnung, noch üblich, und auch nützlich ſeyn, aber in den Städten, wo man ihrer am meiſten bedürfte, iſt alles längſt abgekommen, und bei der jetzigen Verfaſſung der Kirche konnte man auch kaum etwas Beſſeres thun, als die Sache allmählig einſchlafen zu laſſen. Denn die Ausführung würde in jetzigen Zeiten die größten Hinderniſſe finden und doch ohne den erwünſchten Erfolg bleiben. Man nehme z. B. einen unkirchlichen Beamten und unkirchliche Magiſtratsperſonen. Wie werden ſie ſich vor ihrem Pfarrer oder vor dem Superintendenten zur Admonition ſtellen, und wie ſich ſchon durch den Verſuch einer ſolchen Vermahnung für beleidigt halten? Und wenn ſie ſich nun nicht ſtellen, oder die Admonition erzürnt von ſich weiſen, was ſoll dann der Pfarrer thun? Soll er die Sache dem Conſiſtorio berichten? (Denn ein andrer als er wird in dieſem Falle gar nicht denunciren!) Dann würde der arme Pfarrer ſeinen Eifer bei jeder Kirchenrechnung, Viſitation oder Zwiſtigkeit mit ſeiner Gemeinde zu empfinden haben. Schwerlich wird daher unter hundert Pfarrern einer die unkirchliche weltliche Behörde des Orts beim Conſiſtorio denunciren. Man kann es ihnen aber auch nicht verdenken, denn es würde doch zu nichts führen. Denn geſetzt, der kirchliche Sünder müßte ſich vor dem Conſiſtorio ſtellen, achtete aber die Vermahnung deſſelben nicht; was wird man dann thun? — Dann

kommt der zweite Grad; man verweigert ihm die Abſolution und das Abendmahl. Aber beides begehrt der Straffällige nicht, und er glaubt nun deſto weniger zur Communion und zum Beſuch der Kirche verbunden zu ſeyn, da man ihm das Sacrament verweigert. So käme es nun endlich zum dritten Grade, der völligen Ausſchließung aus der kirchlichen Gemeinde. Aber was wird der kirchliche Sträfling, erbittert durch der Kirche Strenge, darnach fragen? Er hat ſich ja ſchon von der Kirche factiſch losgeſagt, und die Kirche beſtätigt nur was er eigenmächtig bereits gethan hat. Er wird ſich alſo den Bann gefallen laſſen; denn er bleibt darum im Staate doch was er iſt, und wird durch den Bann nur frei von den kirchlichen Auctoritäten und den Abgaben an die Kirche und ihre Diener.

Man nehme nun an, daß die Kirchenzucht an dem reichen Kaufmanne, dem unkirchlichen Kirchenpatron und Rittergutsbeſitzer, dem verwilderten Officier, an Leuten von Adel, an Gelehrten, Räthen, Hofleuten, oder wohl gar an äſthetiſchen Damen, die vor dem Schauſpiele nicht zur Kirche und vor dem Theetiſche nicht zum Altar kommen können, oder — wollen, vollzogen werden ſoll; wird es da nicht überall ganz daſſelbe ſeyn? Wird es nicht zu Inconvenienzen und ſelbſt zu Lächerlichkeiten aller Art führen, deren Nachtheile zum Theile, wo nicht größten Theils auf die Kirche zurückfallen müßten?

Wollte man aber die Kirchenzucht nur beim Volke oder gar dem Pöbel in Anwendung bringen, und bei Vornehmen und Reichen durch die Finger ſehen; ſo wäre dieſes ungerecht und beleidigend für die Niedern, und herabwürdigend für die Kirche, welche dann wirklich als eine bloße Treiberin des Pöbels erſcheinen

würde. Setzte man aber, vielleicht durch Hülfe eines energiſchen Fürſten, den Kirchenbann ohne Anſehen der Perſon mit Strenge durch; ſo würden ſich bald andre noch bedenklichere Schwierigkeiten zeigen. Die Gebannten würden allmählig zahlreich werden, und, wenn ſie ſich (woran nicht zu zweifeln iſt) vereinigten, durch ihre Reichthümer und Aemter, durch ihren Rang und Einfluß in kurzer Zeit eine bedeutende, der Kirche feindſelig gegen über ſtehende, Macht bilden, und die Kirche für ihre Strenge auf mehr als eine Weiſe büßen laſſen. Vielleicht träten ſie, um ſich der Kirche deſto gewiſſer zu entziehen und ihr deſto furchtbarer zu werden, zur katholiſchen Kirche über, wo man ſie gewiß mit offenen Armen aufnehmen würde. Die Geiſtlichen verlören dabei einen Theil ihrer Accidenzien, vielleicht den beſten, deren ſie doch zu ihrer Subſiſtenz nicht entbehren könnten; die Erhaltung des Kirchenweſens fiel den übrigen Parochianen allein zur Laſt; manche kirchliche Anſtalt könnte in Gefahr kommen, einzugehen, und gar manche vom Volke, die roh und wüſte ſind, würden ſich ſchon deswegen nicht ungern excommuniciren laſſen, um nur der Abgabe an Kirche und Geiſtlichkeit überhoben zu ſeyn. Je allgemeiner alſo, und je ſtrenger der Bann angewendet würde, deſto größer müßte die Anzahl der Gebannten werden. Je größer dieſe aber würde, und je ausgezeichneter die Gebannten an Rang, Stand, Reichthum, Gelehrſamkeit und Talent wären, deſto vollkommener würde der Bann auch den Schein einer Ehrenſtrafe verlieren und zur bloßen Grimaſſe werden. — Solchen Inconvenienzen und Gefahren wird ſich aber keine Kirche ausſetzen wollen, — keine können; und ſo müßte die Kraft der Kirchenzucht an den erſten Beiſpielen erlahmen.

Ueberhaupt bedenken diejenigen nicht, welche die vormals übliche Ausſchließung vom Abendmahle, Kirchenbeſuche, Recht Taufzeugen zu ſeyn, oder gar die volle Ausſchließung aus der Kirche als Mittel gegen die Unkirchlichen jetzt wieder angewendet wiſſen wollen, daß dieſe Mittel vormals einen ganz andern Zweck hatten. Man wollte damit Menſchen ſtrafen oder zum Gehorſam nöthigen, die auf den Genuß des Abendmahls einen großen Werth legten, und durch Verweigerung der Abſolution und Ausſchließung aus der Kirche ſich auch vom Himmelreich und der Seligkeit ausgeſchloſſen glaubten. Jetzt aber will man Menſchen, die von Beichte, Abendmahl, Gottesdienſt und Kirche nichts halten, und ſich davon ſelbſt losſagen, dadurch daß man ihnen dieſe Gegenſtände geſetzlich entzieht, wieder zur Werthſchätzung derſelben bewegen. Gewiß eine ganz andere Sache; und es ſteht ſehr dahin, ob die Entziehung der Rechte, welche gewiſſe Menſchen nicht länger haben und üben wollen, das rechte Mittel ſey, ſie auf andere Gedanken zu bringen.

Mir ſcheint es immer als könnten dieſe Kirchenſtrafen nur dann von Kraft ſeyn, wenn ſie zugleich, wie in früherer Zeit, bürgerliche Wirkungen hätten, mit bürgerlichen Nachtheilen verbunden würden. So lange ſie dieſe nicht haben, ſind ſie nichts als ein nutzloſes und ſelbſt gefährliches Spiel. Bürgerliche Nachtheile aber, z. B. Unfähigkeit zur Verwaltung öffentlicher Aemter, zur Uebernahme von Vormundſchaften, Ablegung von Eiden und dergleichen, kann nicht die Kirche mit ihren Strafen verknüpfen, ſondern nur der Staat. Wollte dieſes der Staat; ſo würden ſich doch nur drei Fälle denken laſſen, alle im jetzigen Zuſtande der Kirche gleich ſchwierig. Nämlich entweder

der Staat verfügt die bürgerlichen Nachtheile auf den Bannſpruch der Kirche ohne Weiteres, blos weil die Kirche den Bann erkannt hat. Das wird aber der Staat nie thun, kann es nicht thun, wenn er nicht ſeine Bürger in die Gewalt der Geiſtlichen und der Conſiſtorien geben will. Oder der Staat revidirt das Urtheil der Kirche, behält ſich die Genehmigung des Bannes vor, und verfügt den bürgerlichen Nachtheil nur dann erſt wenn er es für gut findet. Damit kann aber wieder der Kirche nicht gedient ſeyn. Sie kann in ihren innern Geſellſchaftsrechten keinen Richter auſſer ſich anerkennen, und kann es nicht auf den guten Willen des Staats ankommen laſſen, ob ihr Bann etwas gelten ſoll oder nicht. Wollte der Staat, und dieſes würde er aus politiſchen Rückſichten gar oft wollen und wollen müſſen, den Bann gegen Staatsbeamte und die Mitglieder der höhern Stände nicht beſtätigen, und da die bürgerlichen Nachtheile nicht verfügen; ſo würde die Kirchendiſciplin grade in den wichtigſten und auffallendſten Fällen unwirkſam werden, und dadurch ihr ganzes Anſehen verlieren, und den Schein einer Willkühr bekommen. — Oder endlich die Kirchendiſciplin würde von einem vermiſchten Collegio, aus Dienern des Staats und der Kirche zugleich beſtehend, gehandhabt, und von ihm die Strafen ausgeſprochen. Doch wären die Schwierigkeiten nicht geringer. Die Kirche, als Kirche könnte ihre innere geſellſchaftliche Diſciplin von dem Gutachten einiger Staatsdiener noch weniger abhängig machen; dieſe Staatsdiener würden Bedenken tragen, zu Gunſten der Kirche ſtrenge Urtheile auszuſprechen, und ſich dadurch den Haß mächtiger Feinde zuzuziehen; das ganze Collegium ſelbſt würde, da es ja doch die Kirche nicht re-

präſentirt, weder Anſehn noch Macht genug haben, um ſeinen Ausſprüchen gehörige Geltung zu verſchaffen; mit einem Worte, die Kirchendiſciplin eines ſolchen Collegii wäre nichts anders als die Kirchendiſciplin unſrer — Conſiſtorien: das heißt keine.

Vor der Hand alſo ſcheint jeder Verſuch einer Kirchenzucht entweder zu einem Nichts oder zu einer bedenklichen Tyrannei zu führen. Bei der jetzigen Kirchenverfaſſung würde die Kirchenſtrafe immer nur als eine von der Geiſtlichkeit verhängte erſcheinen. Vor nichts aber muß man dieſe ernſtlicher warnen, als vor ſo gefährlichen Verſuchen eine Strafgewalt auszuüben. Wollte die Geiſtlichkeit den Bannſtrahl in ihre Hand allein nehmen; ſo würde er bald auf ſie ſelbſt zurückgewendet werden. — Eine wirkſame Kirchenzucht kann nicht das ſeyn, womit man beginnt, ſondern das, womit man endigen muß. Nur dann erſt mag von ihr die Rede ſeyn, wenn der große Hauptmangel unſrer Kirchenverfaſſung gehoben iſt, nämlich die Abweſenheit einer im Namen der Kirche geſetzgebenden Gewalt. Nur auf einer Verſammlung, welche die geſetzgebende Gewalt in der Kirche zu üben befugt iſt, die aber nicht wie die alten Concilien aus Geiſtlichen allein beſtehen darf, nur da, — auf einem allgemeinen Kirchentage — mögte der Kirchenbann eine Würde und Kraft und einen Einfluß auf die bürgerliche Ehre bekommen, welche auch der reiche und vornehme Sünder ſcheuen müßte. Nur dann mögte der Staat ſich der Vollziehung der ausgeſprochenen Strafen ohne ſeiner Würde zu vergeben unterziehen, aber auch ſich ihr aus bloßer Gunſt nicht wohl entziehen können; nur dann würden die Strafenden unpartheiiſch und gerecht erſcheinen, und vor gefährlichen Rückwirkungen ge-

ſichert ſeyn. — In der neuen Verfaſſung der vereinigten evangeliſchen Kirche in Baden iſt ein rühmlicher Anfang gemacht worden, um die Uebung einer Kirchendiſciplin vorzubereiten, indem Kirchentage aus Laien und Geiſtlichen beſtehend angeordnet worden ſind.

Mittel zu Handhabung der Kirchendiſciplin ſind auch die an verſchiedenen, beſonders reformirten Orten beſtehenden Ortspresbyterien, die neuerlich auch bei den lutheriſchen Gemeinden im Preußiſchen eingeführt worden ſind. Die Einrichtung ſcheint recht nützlich zu ſeyn, und wird im Einzelnen, bei kleinen Gemeinden, beſonders auf dem Lande viel Gutes ſtiften. Man ſollte ſie daher auch in andern Ländern nachahmen. Aber auf die Entfernung der Unkirchlichkeit im Großen, auf die gebildeten Stände und die größern Städte wird ſie nichts wirken, weil ſie da nicht ausführbar iſt, ohne Theilnahme der höchſten Behörden. Nur wenn in jedem Orte die höchſte Civilobrigkeit, und in der Reſidenz der Fürſt ſelbſt, oder ſein erſter Miniſter, ſich entſchließen könnten, für die Stadtbewohner aus den höhern Ständen ein Presbyterium mit zu bilden; nur dann möchte eine ſolche ermahnende Behörde von großer Wirkſamkeit ſeyn. Eine Reſidenz dürfte daher drei Presbyterien nöthig haben; eines für die Bürgerſchaft und die niedern Beamten, eines für das Militär und eines für die höhern Stände und obern Staatsbeamten. Ein Presbyterium aber blos für die niedern Stände würdigt die Kirche nur herab, und wird, überwältigt von dem Beiſpiele der höhern Stände, doch nichts ausrichten.

Endlich erwartet man auch etwas von den Synoden der Geiſtlichen. Auch dieſe Zuſammenkünfte können ihren guten Nutzen haben, indem die

Geiſtlichen wenigſtens einen legalen Weg bekommen, um die Kirche ihrerſeits zu berathen, die Bedürfniſſe derſelben dem Oberbiſchoffe bekannt zu machen, und ihm nützliche Vorſchläge vorzulegen. Aber auf die Entfernung der Unkirchlichkeit, auf die Verbeſſerung des kirchlichen Weſens im Großen dürften ſie wenig wirken. Bei dem Volke wird dadurch der Gedanke nur mehr befeſtigt werden, daß ihm das ganze Kirchenweſen nichts angehe, ſondern nur Sache der Geiſtlichen und allenfalls des Fürſten ſey; die höhern und gebildeten Stände aber dürften die Synoden wohl ſtets mit einiger Eiferſucht bewachen, und die Wirkſamkeit derſelben hemmen, aus Beſorgniß, eine Hierarchie erwachſen zu ſehen. Die verſammelten Geiſtlichen ſelbſt aber werden immer mit der Verlegenheit kämpfen, entweder zu viel oder zu wenig zu thun. Repräſentanten der Kirche ſind ſie nicht, und können alſo nichts rechtsgültig beſchließen. Dennoch wird man ihnen bisweilen ſolche Beſchlüſſe zumuthen, wie zum Beiſpiel die geiſtliche Synode in Naſſau die Vereinigung der beiden dortigen proteſtantiſchen Kirchen auszuſprechen hatte. Handeln ſie von ihrer eigenen Lage; ſo wird man ſie des Egoismus beſchuldigen; beſtimmen ſie etwas über das Ganze, ſo hat man ſie im Verdacht hierarchiſcher Geſinnungen. Immer aber werden ſie dem gefährlichen Wahne Nahrung geben, als ſey die Kirche hauptſächlich der Geiſtlichen wegen da.

Doch man kann ſich eines Urtheils hierüber für jetzt enthalten, indem die Erfahrung bald lehren wird, was man von den Synoden bei unſrer jetzigen Kirchenverfaſſung erwarten könne.

§. 11.

Ueber die moraliſche Verbindlichkeit zur Kirchlichkeit.

Was in und außerhalb der Kirche zur Wiederbelebung der Kirchlichkeit erforderlich ſey, das habe ich nach beſter Ueberzeugung und mit aller Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe geſagt, welche bei einem ſo wichtigen Gegenſtande heilige Pflicht iſt, ohne das Geſchrei derer zu fürchten, welche jeden verunglimpfen, der das Intereſſe der Kirche gegen die Apathie der Zeitgenoſſen in Schutz nimmt, und die alten Schäden anrührt.

Es iſt aber wahrlich hoch an der Zeit, daß es mit der Kirche beſſer werde, und daß die gebildeten Stände wieder kirchlich werden. — An euch wende ich mich daher, die ihr euch von der öffentlichen Gottesverehrung kaltſinnig zurückzieht; an euch, die ihr durch Macht, Rang, Gelehrſamkeit, Reichthum und Geiſtesbildung vor Andern ausgezeichnet ſeyd, mit der dringenden Bitte, daß ihr euch als thätige Mitglieder der Kirche zeigt, und nicht durch Wort und Beiſpiel darauf hinwirkt, daß der alte ehrwürdige Tempel des Chriſtenthums allmählig verödet werde. Ihr ſeyd das Salz der bürgerlichen Geſellſchaft! — werdet ihr euch der Kirche ferner und immer mehr entziehn, ſo wird in unſerm religiöſen Weſen endlich ein Umſchlag erfolgen, entweder zu Unglauben und Irreligioſität, oder zu Aberglauben und Bigotterie, beides euch und den Staaten gleich gefährlich.

Ich verweiſe euch nicht auf das, was den Chriſten, der es von Herzen iſt, an die Kirche und die Gottesverehrung bindet; nicht auf die ausdrücklichen Gebothe des Evangeliums, nicht auf das Beiſpiel des

Stifters unſrer Religion. Dem glaubenden Chriſten iſt es nicht zweifelhaft, was ſeine Pflicht in dieſer Hinſicht fordere. Nur auf das will ich euch aufmerkſam machen, was jeden zur Kirchlichkeit bewegen ſollte, möchte er ſich auch vom Glauben der Kirche getrennt haben.

Die Kirche iſt eine Geſellſchaft, der ihr angehört, und wahrlich die würdigſte, der ihr angehören könnet. Die Theilnahme an ihren Verſammlungen und Gebräuchen iſt Geſellſchaftspflicht, jedem Mitgliede, es ſey, welches es wolle, obliegend: alſo auch euch. Wer durch die Taufe zur Geſellſchaft der Chriſten tritt, der übernimmt, indem er die Rechte eines Mitglieds dieſer Geſellſchaft bekommt, auch die Verbindlichkeit, die ſocialen Pflichten eines ſolchen Mitgliedes zu erfüllen, deren erſte die Theilnahme an den öffentlichen Verſammlungen iſt. Erfüllt er dieſe ſocialen Pflichten nicht, ſo iſt er wortbrüchig; und macht er dennoch auf die Rechte eines Kirchenmitgliedes Anſpruch, ſo handelt er unedel. Wer ehrlich und edel handeln will, der muß entweder ſeinen Verbindlichkeiten nachkommen, oder freiwillig aus der Geſellſchaft austreten.

Sagt nicht, daß ihr an die Verbindlichkeiten, welche die Taufe dem Chriſten auflegt, nicht gebunden wäret, weil ihr die Taufe als Kinder empfangen hättet. Ihr habt eure Taufe bei der Confirmation ausdrücklich, habt ſie dadurch, daß ihr ſpäterhin nie widerſpracht, ſtillſchweigend, ihr habt ſie dadurch, daß ihr von den Rechten der kirchlichen Gemeinſchaft Gebrauch macht, factiſch für gültig erklärt. Ihr verſäumt nicht, ſobald es euer Vortheil erheiſcht, die ſocialen Rechte der Chriſten auszuüben,

die euch zuſtehen; aber ſo unterlaßt auch nicht die ſocialen Pflichten zu erfüllen, die euch als Chriſten obliegen, und deren erſte iſt, den kirchlichen Verſammlungen beizuwohnen und die Feſte der Kirche zu feiern. Wollt ihr ehrlich und edel handeln, ſo müßt ihr entweder dieſe Pflichten erfüllen, oder, wenn ihr dieſes nicht wollt, auch jenen Rechten entſagen, und öffentlich von der kirchlichen Geſellſchaft zurücktreten. Die Kirche wehrt dieſes nicht, und kann es nicht wehren, weil ſie als freier und geiſtiger Verein, kein Zwangsrecht auf das Verbleiben ihrer Mitglieder hat.

Ihr ſagt vielleicht: „aber der Staat wehrt uns „den Rücktritt, weil er die chriſtliche Kirche privile„girt hat, und von jedem Staatsbürger fordert, daß „er einer der chriſtlichen Kirche angehöre. Wir blei„ben alſo äußerlich bei der Kirche, weil wir müſſen, „weil wir uns ohnmöglich den ſonſt entſtehenden In„convenienzen ausſetzen können. Aber wir begehren „die Kirche nicht; wir können uns von ihren Dogmen, „und von den Thatſachen, welche ihre Feſte und Ge„bräuche feiern, nicht überzeugen; wir laſſen daher, „um nicht Heuchler zu werden, ihre Gottesdienſte an „ihren Ort geſtellt ſeyn, und können daran nicht Theil „nehmen." — Aber wenn der Staat Kirchlichkeit haben will, und ſie geſetzlich von allen ſeinen Bürgern fordert; ſo ſolltet ihr euch, ſchon als gute Staatsbürger, und aus Gehorſam gegen das Geſetz, zur Kirche halten. Das ſolltet beſonders ihr, die ihr Theil habt an der Geſetzgebung und an der Verwaltung; ihr, die ihr das Amt der Richter, der Anwälde, der Vorgeſetzten bekleidet, und helfet das Volk nach den Geſetzen regieren. Thut ihr es nicht; ſo handelt ihr geſetzwidrig und untreu. Ihr haltet vielleicht

jene Forderung des Staats für unbillig und darum für unverbindlich. Aber es iſt ſchon gezeigt worden, daß der Staat um ſeines eignen Wohls willen, Kirchlichkeit von ſeinen Bürgern fordern muß, weil kein gemeines Weſen, aus Menſchen beſtehend, religionslos ſeyn und bleiben, die Religioſität aber einer Kirche und ihrer Anſtalten nicht entbehren kann. Von dieſer Seite alſo iſt des Staats Forderung und Geſetz nicht unbillig, und ihr liebt den Staat nicht, wenn ihr die Kirche nicht achtet; ihr ſeyd keine guten Bürger, wenn ihr das wohlthätige Inſtitut der Kirche nicht aufrecht zu erhalten ſucht. — Zu Heuchlern will euch der Staat nicht machen, wenn er Kirchlichkeit fordert. Er verlangt keine Frömmelei; es iſt nicht der Glaube an alle Satzungen der Kirche, was er fordert, ſondern die Erfüllung ſocialer Pflichten. Es ſteht euch frei, den Lehrer zu beurtheilen, und über die kirchlichen Handlungen zu denken, was ihr wollt; aber zugegen ſollt ihr dabei ſeyn. Mehr fordert der Staat nicht, und auch die Kirche verlangt von ihren Mitgliedern nicht eine vollkommene Uebereinſtimmung in Meinungen, Anſichten und Lehren. Sie zwingt und gebietet nicht, ſondern ſie lehrt, und erwartet ruhig, was die Lehre fruchten werde. — Von keiner Seite alſo iſt die Forderung des Staats unbillig, von keiner Seite kann ſie euch und euerm Wohl ſchädlich werden. Aber wäre ſie auch unbillig; hätte auch der Staat kein Recht, Kirchlichkeit von euch zu fordern: ſo käme es euch doch nicht zu, ihm den Gehorſam zu verweigern. Denn nie kann es dem Einzelnen zuſtehen, ein Geſetz, das er für unbillig hält, zu verwerfen, und ſich von der Befolgung deſſelben eigenmächtig loszuſa-

gen, ſondern er muß es vielmehr um das Wohl des Ganzen willen dennoch beobachten. So handelt auch jeder rechtliche Staatsbürger, weil ihm klar iſt, daß jede willkührliche Exemtion von ſtaatsbürgerlichen Pflichten ein Vergehen gegen den Staat und der erſte Schritt zu deſſen Auflöſung iſt.

Wolltet ihr aber fortfahren, die Kirche zu verachten und durch Beiſpiel und Wort die Unkirchlichkeit zu verbreiten, ſo werdet ihr die Kirche verderben, und euch, eure Kinder, euer Volk zuletzt entweder einem Unglauben, der die alles verwüſtenden Leidenſchaften entfeſſelt, oder einem Aberglauben in die Arme ſtürzen, der euch und euern Kindern harte und ſchändliche Feſſeln einer Hierarchie anlegen wird. Denn wo die Pfarrer verachtet werden und aufhören, da kommen die Prieſter und Mönche auf, und eine hierarchiſche Kirche wird an euch und euern Nachkommen rächen, was ihr an der freien und moraliſchen Kirche ſündigtet. Es iſt euch gemüthlich, daß ihr keinen Bannſtrahl eines bigotten Prieſters zu fürchten habt, wenn ihr nach der Kirche und ihren Anſtalten nicht fragt; gemüthlich, daß ihr eſſen, trinken, handeln könnt nach eurer Willkühr. Ihr legt einen Werth darauf, daß eure Kinder in den Schulen nicht durch das Einpfropfen abergläubiſcher Vorurtheile verdüſtert, ſondern zur freien Erforſchung der Wahrheit angeführt und durch das Licht der Wiſſenſchaften erleuchtet werden. Es iſt euch unſchätzbar, daß niemand auf die Direction eueres Gewiſſens Anſpruch macht, daß ihr die Wahrheit in Sachen der Religion und Wiſſenſchaft frei nach allen Seiten erforſchen dürft, ja daß

es euch freiſteht, ohne Verantwortung, Kerker und Scheiterhaufen fürchten zu müſſen, eure wenn auch von der Kirche weit abweichenden religiöſen Anſichten unverholen zu bekennen. Ihr ſchätzt euch glücklich, daß ihr in Sachen der Religion euch frei unterhalten könnet, ohne von einer heimlichen Polizey belauert zu werden. Und ihr thut ſehr recht, ſolche Freiheit für ein wichtiges Gut zu halten. Aber bedenket, daß ihr dieſe Freiheit nur einzig und allein der evangeliſchen Kirche, und den Grundſätzen derſelben verdankt, und daß ſie unvermeidlich verloren gehen wird, wenn ihr durch Kaltſinn, Verachtung dieſer Kirche oder gar durch Feindſeligkeit gegen dieſelbe ihr Daſeyn und Beſtehen in Gefahr ſetzt. Bedenkt, daß mit Prieſtern und Mönchen, wenn ſie anſtatt der von euch verachteteten evangeliſchen Pfarrer aufkommen, für euch eine ganz andre Zucht anheben wird, und daß ihr euch, wie die Fröſche in der Fabel, zu ſpät nach der gemüthlichen Freiheit der vorigen Zeit zurückſehnen werdet. Darum gebt der Kirche aus dankbarer Anerkennung ihres Werths freiwillig was ihr an Verehrung gebührt, damit ihr nicht einſt gezwungen werdet, ihr ohne Dank zu geben was ihr nicht gebührt.

Sagt aber nicht, daß ihr der Kirche den Rücken kehren müßtet, weil ihr euch von den Dogmen und Thatſachen, welche die Feſte der Kirche und Gebräuche feiern, nicht überzeugen könntet. Ihr ſollt darum doch die kirchlichen Verſammlungen nicht meiden. Denn ihr mögt nun über das Chriſtenthum und ſeinen Stifter, und über die Dogmen der Kirche denken, was ihr wollt, ſo müßt ihr doch dreierlei zugeſtehen, was

euch zur Theilnahme an den kirchlichen Handlungen bewegen muß.

Erſtlich, daß der Stifter des Chriſtenthums ein edler, göttlich geſinnter Mann, voll hohen Geiſtes war, der hoch über ſeinem Zeitalter ſtand; einer jener höhern Genien, die nur ſelten unter den Staubgebornen erſcheinen als auserwählte Rüſtzeuge der göttlichen Vorſehung; ein Character, deſſen Größe, Kraft und Streben hohe Bewunderung, tiefe Ehrfurcht und herzliche Liebe erregt und verdient. Er übte eine Selbſtbeherrſchung aus, welcher ſo Wenige fähig ſind; er widerſtand den Abgöttern des Goldes, der Ehre, der Bequemlichkeit, der Vergnügungen, der Menſchenfurcht und Menſchengefälligkeit, an deren ſchnöden Altären ſo Viele knieten, ſo Viele unſrer Zeitgenoſſen knien; er hatte eine Liebe für die Menſchen und das gemeine Beſte, eine Reſignation auf perſönliches Wohl zum Wohle des Ganzen, die in dieſem Grade ſo ſelten gefunden wird. — Zweitens müßt ihr zugeſtehen, daß er auch ein großer Menſch war, und daß ihm eine welthiſtoriſche Wichtigkeit zukommt, die ihn über alle Helden und Könige, und über allen Ruhm eurer Geſchlechter, auch der größten, noch unendlich erhebt, wenn ihr ihn auch nicht mit dem glaubenden evangeliſchen Chriſten für den von Gott beſtimmten Erlöſer der Menſchen anerkennen wollt. Denn ſein Name wird mit Ehrfurcht von Millionen genannt, und Millionen Herzen fanden und finden in ſeinem Beiſpiele Erweckung zu den ſchwerſten Tugenden und zu den wohlthätigſten Handlungen, und in ſeinem Kreuze Troſt in ihrer letzten Stunde. Er hat ſeine

Tempel in Norden und Süden, in Weſten und Oſten; das Panier ſeines Kreuzes, an dem er den Heldentod für Wahrheit litt, weht von Pole zu Pole; ſein ſind der Erde gebildetſte, mächtigſte und weiſeſte Völker, und die Feſte, die ſeines Lebens wichtigſte Momente verherrlichen, ſie werden in allen fünf Theilen der Erde gefeiert. Keines andern Menſchen Leben hat ſo große, umfaſſende und wohlthätige Wirkungen gehabt, als das ſeinige. Vor ſeinem einfachen Lehrerwort flohen die Götter Griechenlands und Roms aus ihren tauſendjährigen Wohnſitzen, und die Götter der Germanen aus ihren uralten heiligen Hainen, und der verſöhnende Glaube an des höchſten Weſens Einheit wurde zum Gemeingut der Völker, die ſich in ſeinem Lichte als Eine Familie des einigen himmliſchen Hausvaters erkannten. Mit unwiderſtehlicher Gewalt drang ſein Lehrwort erleuchtend, ordnend, reinigend, mildernd, verſöhnend in die Geſetze, die Verfaſſungen, die Sitten, das bürgerliche Leben und die menſchliche Entwickelung der neuern Völker ein, deren hohe Kultur wir bewundern und ſegnen. — Und ein ſolcher Mann ſollte nicht verdienen, daß wir ihn ehrten? daß wir die wichtigſten Momente ſeines wunderbar großen Lebens feierten? — Wenn es irgend den Völkern anſtändig war, das Andenken großer und verdienter Männer durch Feierlichkeiten, ihnen zu Ehren geordnet, zu erhalten und zu ehren; ſo verdient unter allen keiner dieſe Ehre mehr, als der Stifter des Chriſtenthums. Wer es beſchwerlich findet, das Andenken deſſelben mit ſeinen Mitbürgern zu feiern, wer gleichgültig ſich dieſer Feier entzieht, dem fehlt entweder die Kenntniß der Größe Jeſu, oder der Sinn für das Große und Edle überhaupt.

Endlich müßt ihr drittens, zugeſtehen, daß die Thatſachen der kirchlichen Feſte und Handlungen, mögt ihr auch über ſie ſelbſt denken, was ihr wollet, doch allgemeine religiöſe Ideen ausſprechen, die der Vernunft und dem Herzen jedes Menſchen theuer ſeyn müſſen, und die auch ihr nicht miſſen könnt. Das Feſt der Geburt Chriſti, wenn ihr auch alles Wunderbare bei dieſer Begebenheit bezweifelt; es erinnert euch doch an die Niedrigkeit und Machtloſigkeit, in welcher dieſer Jeſus, deſſen Wort jetzt über ſo viele Millionen herrſcht, und den Zuſtand der Welt ſo vielfach veränderte, geboren wurde, und ſtellt euch die wundervollen Fügungen der göttlichen Vorſehung vor Augen, die aus Kleinem Großes hervorbringt und nicht nur Regen und Sonnenſchein, ſondern auch Retter und Helden gibt zu rechter Zeit. Das Feſt der Erſcheinung, mögt ihr auch von dem Inhalte des evangeliſchen Textes, der dieſem Feſte den Namen gab, denken was ihr wollt; es weiſet euch hin auf die wunderbare Ausbreitung des Chriſtenthums unter ſo vielen Völkern, und auf die hohe Macht der Wahrheit und des Glaubens, die durch Gewalt und Blut nicht gebrochen, ſondern erhöht wird. Die Zeit wo das Leiden und der Tod Jeſu gefeiert werden, mögt ihr auch in Jeſu nicht den Verſöhner eurer Sünden erkennen; ſie erweckt doch das Gefühl eurer ſittlichen Mangelhaftigkeit vor dem Alleinheiligen, und das jedem fühlenden Gemüthe empfindbare Bedürfniß ſeiner verzeihenden Gnade; ſie verkündigt euch den Ernſt und die Nichtigkeit des irdiſchen Lebens, in welchem ihr nur Gäſte und Fremdlinge ſeyd; ſie ſtellt euch die traurigen Wirkungen des Eigennutzes, der Leiden-

ſchaften und der Laſter, ſo wie die Würde und Heilſamkeit der Tugend dar, die überwindet auch wenn ſie fällt, und verherrlicht wird auch wenn man ſie erniedriget; ſie predigt euch mit ſtarker, zum Herzen dringender Stimme die Größe und den Adel der Reſignation, welche das höchſte Gut gemeiner Seelen, das Leben und ſeine Bequemlichkeiten, für große, der Menſchheit wohlthätige Zwecke zum Opfer darzubringen vermag. Das Feſt der Auferſtehung Jeſu, gefeiert zur Zeit, wo die Natur zum Leben neu erwacht, mögt ihr auch über dieſe Begebenheit urtheilen wie ihr wollt; es erinnert euch, wie Geburt und Tod, Zerſtörung und Leben ſich überall die Hand reichen, und weiſet euch hin auf die Hoffnung eurer Unſterblichkeit und Wiedervereinigung; eine Hoffnung, die doch kein menſchliches Herz entbehren kann, und die euer letzter und kräftigſter Troſt iſt, wenn euch der Tod geliebter Perſonen ſchwer verwundete. — Das Feſt der Pfingſten, ſey euch auch die Begeiſterung der Apoſtel, welche daſſelbe feiert, eine blos aus dem Herzen entſprungene menſchliche; es iſt doch der Gedächtnißtag der Stiftung jener großen chriſtlichen Gemeinde, welche jetzt die Welt umfaßt; es ſtellt euch die Idee einer Gemeinde der Heiligen in ihrer Würde und Wohlthätigkeit vor Augen; es erinnert euch daß alle Menſchen Brüder ſind, zu e i n e m Ziele berufen. — Und das heilige Mahl, mögt ihr auch in ihm blos eine Gedächtnißfeier des Todes Jeſu erkennen; es iſt doch ein Mahl brüderlicher Vereinigung, wo Herr und Diener, Fürſt und Unterthan an einen Altar kommen, und an einem Tiſche eſſen, zum Zeichen daß ſie Menſchen und Brüder ſind, eines Glau-

bens und Troſtes bedürftig, zu einem Ziele berufen, vom Vater im Himmel mit gleicher Liebe umpfangen, und gegen einander zu gleicher Liebe verpflichtet; es iſt doch eine Feier, die euch erinnert, daß auch euch das Leben nicht der Güter höchſtes ſeyn ſoll, ſondern daß es edel und groß iſt, für die Wahrheit zu kämpfen bis in den Tod; es iſt doch ein Sacrament, das euch hinweiſet auf die ewigen Hoffnungen, denen ſich der Menſch überlaſſen darf, weil er für ſie zu leiden und zu bluten vermag.

Und ihr wolltet dieſe großen, heiligen und fruchtbaren Hinweiſungen, Hoffnungen und Empfindungen nicht durch die Mitfeier der kirchlichen Handlungen und Feſte in euch hervorrufen? Wäre es euch zu beſchwerlich, das zu bedenken und zu fühlen, was des Menſchen heiligſte Intereſſen ſo lebhaft in Anſpruch nimmt?

Wähnt aber nicht, daß ihr das, was euch die gemeinſchaftliche und öffentliche Gottesverehrung leiſten kann, durch Privatandacht und das Leſen erbaulicher Schriften erſetzen könntet. Die Gemeinſchaftlichkeit der Gottesverehrung hat etwas Eindringliches, Anſteckendes, Ueberwältigendes, was ihr durch nichts Anderes erſetzen könnet, was ihr nur bei ihr findet. Alle Ueberzeugungen werden gewiſſer und wirkſamer, alle Entſchließungen feſter und heiliger, alle Empfindungen lebendiger und ſtärker, wenn viele zugleich ſie ausſprechen, faſſen, darſtellen. Wie die Geſellſchaft der Frohen das Gemüth fröhlich, die Geſellſchaft der Traurigen daſſelbe traurig macht, wie die Umgebung des Edeln veredelt, des Schlechten ver-

ſchlechtert, wie der Anblick des Schönen und Harmoniſchen das Gefühl bildet, das Gemeine aber die Seele zum Niedern herabzieht; ſo erweckt auch die Theilnahme an gemeinſchaftlicher Andacht das Religiöſe, und gibt dem Gemüthe eine Stimmung, welche es, blos mit ſich beſchäftigt und aus ſich ſchöpfend, nicht leicht erwirbt. Denn mit einer anbethenden Gemeinde auf die Knie ſinken, um den Ewigen zu verehren, iſt ein Andres als ein Gebeth leſen in ſeinem Lehnſtuhle. Mit einzuſtimmen in den tauſendſtimmigen Geſang einer andachtsvollen Menge, getragen von den majeſtätiſchen Tönen der Orgel, erhebt die Seele anders, als das Leſen eines Liedes im einſamen Kämmerlein. Die lebendige Stimme des Lehrers, die aus bewegter Bruſt Glauben und Gefühl mächtig ausſpricht, macht einen andern Eindruck als der ſtumme Buchſtabe deſſen, was man zu ſeiner Erbauung lieſet. Auch wird die Privaterbauung von Hinderniſſen und Störungen, die ſich bald geſucht bald ungeſucht darſtellen, zu oft unterbrochen, und entſchläft leicht gänzlich. Beſſer iſt es, man benutzt den einen Tag der Woche, der für die religiöſe Bildung des Geiſtes beſtimmt iſt, für ſeinen Zweck; aber mit Regelmäßigkeit. Es muß Gewohnheit werden, an dieſem Tage die Kirche zu beſuchen. Denn das bisweilige Erſcheinen, vielleicht im halben Jahre einmal, iſt meiſtens nutzlos. Man kommt dann entweder aus Neugierde und iſt daher der Erbauung unfähig, oder um eines beſtimmten Bedürfniſſes willen, das man aber in der Regel nicht befriedigt findet. Denn wie könnte dieſes der Prediger kennen, wie alſo daſſelbe berückſichtigen? Dann geht man unerbauet wieder

weg, und bleibt nur deſto länger von der Gottesver-ehrung zurück, weil man ein Recht zu haben glaubt, mit ihr zu ſchmollen. Wer aber das Haus des Herren regelmäßig beſucht, der wird, wenn auch nicht heute, doch an einem andern Tage das finden, weſſen ſein Herz bedarf.

Wähnt aber auch nicht, daß eure Tugend der Aufmunterung und Unterſtützung, die ſie in der öffentlichen Gottesverehrung findet, nicht bedürfe. Damit ſchmeicheln ſich nicht wenige; aber ſie betrügen ſich ſelbſt. Ihr ſeyd gut, und meidet das Böſe; aber ihr habt doch eine Menge Fehler, die ihr ablegen, wenigſtens bewachen müſſet; ihr habt doch keine Sicherheit, daß ihr ſtets gut bleiben werdet. Die Sicherheit führt zu leicht zum Falle, und es iſt immer gefährlich, die Hülfen eines moraliſchen Lebens zu vernachläſſigen. Die Geſchäfte des Lebens machen leicht die moraliſche Selbſtbewachung vergeſſen; Gewohnheiten bilden ſich, und bekommen eine gefährliche Herrſchaft über uns; Neigungen und Begierden keimen in unbewahrten Seelen allgemach empor und werden Leidenſchaften; an kleinen Fehlern lernt man größere; Reichthum, Ehre, Macht, Geſellſchaft, Zerſtreuungen, Geſchäfte bemächtigen ſich unſrer Seele leicht je mehr und mehr; die Gründe der Pflicht, wenn ſie nicht öfters zu klarem Bewußtſeyn kommen, treten nach und nach ins Dunkel zurück und werden vergeſſen; — mit einem Worte: der gute Menſch verwildert allmählig, weil er ſich zu viel traute und die Hülfen der Tugend entbehren zu können glaubte.

Doch geſetzt, ihr wäret ſo befeſtigt in der Sittlichkeit, um ſie für eure Perſon entbehren zu können; ſo wäret ihr dennoch ſchon des Beiſpiels wegen verbunden, kirchlich zu ſeyn, damit die, welche der Kirche bedürfen, durch euer Beiſpiel nicht geärgert werden. Je höher ihr ſteht, je mehr ihr durch äußere Vorzüge oder durch Bildung des Geiſtes andere übertrefft, deſto mehr richten ſie ſich nach euch. Eure Unkirchlichkeit verleitet eure Mitbürger, welche der Kirche nicht entbehren, ohne ſittlich ſchlechter zu werden, zu gleicher Vernachläſſigung. Indem ihr durch euer Beiſpiel die Verachtung der Gottesverehrung unter das Volk bringt, und die ſittlich-bildende Herrſchaft der Kirche über die Gemüther des großen Haufens untergrabt, thut ihr dem Unglauben und Leichtſinn, der Rohheit und Laſterhaftigkeit unter dem Volke Vorſchub, und untergrabt muthwillig die Ruhe der bürgerlichen Geſellſchaft. Denn wenn irgend Etwas euch ſelbſt und der Ruhe des Staats gefährlich werden kann, ſo iſt es des Volkes ſittliche Verderbniß. Wo die Menge gewiſſenlos wird und ſich der Schlechtigkeit ergibt, da werden die Tauſende von rohen Fäuſten, in denen doch das Uebergewicht der phyſiſchen Kraft iſt, nicht mehr dem ſtillen häuslichen Fleiße und nützlicher Thätigkeit dienen, ſondern verwüſtende Werkzeuge der Leidenſchaften werden, welche das gemeine Weſen zerreißen, und Geſetz, Eigenthum und Verfaſſung zertrümmern. Aeußere Gewalt kann den Frieden auf die Dauer nicht zwingen; denn die Gewalt ruht in der Menge. Iſt dieſe verdorben, ſo müßte die Verdorbenheit ſich ſelbſt bewachen, was widerſprechend iſt.

Doch es gibt noch ein näheres und empfindlicheres Uebel, das ihr durch eure Unkirchlichkeit hervorrufen könnt; dieſes iſt das ſittliche Verderben eurer Kinder, eures Geſchlechts. Was ihr thut, werden auch eure Kinder thun; ihr ſeyd ihre Muſter. Möchtet daher auch ihr der Kirche für euern ſittlichen Zuſtand entbehren können; ſo wird dieſes doch gewiß nicht der Fall ſeyn mit euern Kindern. Dieſe werden euerm Beiſpiele folgen, und dadurch von euch muthwillig auf die ſchlüpfrige Spiegelfläche der Verführung und Ausſchweifung geſtellt werden. Vergebens hofft ihr durch ſie ein blühendes und geehrtes Geſchlecht fortzupflanzen; ſie werden ihre Kräfte in Ausſchweifungen erſchöpfen und ihr Vermögen verſchwenden, und euer Geſchlecht wird verarmen und ausſterben, wie ſo vielen Geſchlechtern geſchehen iſt, aus denen die Religion und mit ihr die Tugend entfloh. Denn die ewig blühende Wurzel der Geſchlechter iſt die Tugend, namentlich Keuſchheit, Mäßigkeit, Sparſamkeit, Gerechtigkeit, Liebe der Ehre, des Vaterlandes und der Wahrheit; die ewige Grundfeſte der Tugend aber iſt die Religion und die Vermittlerin der Religion fürs Leben iſt die Kirche.

Vergebens hofft ihr, die Größe ihres Reichthums ſoll eure Kinder aufrecht erhalten; ſie werden dadurch nur mehr Mittel haben zu Thorheiten und Ausſchweifungen. Vergebens umgebt ihr ſie mit Hoheit, Macht und Ehre; ſie werden dadurch nur verwegener und unüberlegter, ſie verachten darum nur trotziger Geſetz und Sitte. Vergebens ſchmeichelt ihr euch, daß es die Ehre thun, daß dieſe die Religion als

Hebel der Tugend erſetzen ſoll. Die Ehre beruht auf dem Urtheile Andrer; je mehr ſich daher die Unehrbarkeit verbreitet, deſto unwirkſamer wird das Motiv der Ehre, und wo der Ehebruch und die Hurerei, wo Falſchheit und Cabale, wo Neid und Verläumdung, wo Spielſucht und Schwelgerei, wo Rohheit und Thorheiten aufhören mit Schande zu brandmarken, da wird man das Laſter mit der Ehre wohl zu vereinigen wiſſen. — Noch weniger wähnt, was ſo viele wähnen, daß die Moral des Egoismus euern Geſchlechtern die Mäßigung und Tugend geben wird, welche die Religion einflößet. Nichts iſt inconſequenter als der Egoismus, und nichts kurzſichtiger. Er iſt die Begehrlichkeit des Hundes in der Fabel, der den wirklichen Biſſen fallen ließ, um nach den Schatten deſſelben zu ſchnappen. Der Egoismus verrechnet ſich immer, und dieſes deſto gewiſſer, je ſchlauer er ſeyn will. Denn die ewigen Geſetze der Menſchenwelt, aus denen allein das Wahre hervorgehet, laſſen ſich nicht wandeln, und werden nie ungeſtraft verachtet. Alle Klugheit und Feinheit, ſey ſie auch verbunden mit der größten Macht, richtet nichts aus gegen die ewige unveränderliche Natur der Dinge, oder gegen das Wahre, Gute und Schöne; ſie zerſtört ſich im Gegentheile ſelbſt. Wer dieß bezweifelt, der ſehe auf das glänzende Beiſpiel des größten und glücklichſten aller Egoiſten, der in der Einſamkeit von St. Helena Zeit hatte, die Macht der natürlichen Verhältniſſe, auf denen das Wahre und Rechte ruht, und die ſeinen glänzenden Thron zertrümmerte, zu bedenken. Ihm ſtand die Macht des halben Europa zu Gebothe, um den übeln Folgen ſeines Egoismus zu begegnen, und die Moral

der Selbſtſucht durch die Verhältniſſe durchzuführen; und doch fiel er, — fiel, weil die Natur der Dinge, die Gott geordnet hat, ſtärker iſt als der Menſch von geſtern her, und die weiſe Einfalt der Tugend unendlich richtiger trifft, als die thorheitsvolle Klugheit des Egoismus. Denn nie iſt der Menſch kurzſichtiger, als wenn er über Religion und frommes Leben wegzuſehen glaubt; nie aber weiſer, als wenn er ſich beiden mit kindlichem Gemüthe ergibt. Alle Feinheit des Urtheils und alles ſinnliche Wiſſen ſichert den Schlechten nicht vor groben Irrthümern, welche der kindliche Glaube ſcheut, ohne über ſie zu ſpeculiren; denn wenn jener auch die Gegenwart in ſeine Rechnung noch ſo richtig einträgt, ſo haben wir doch keinen Calcul für die verſchloſſene Zukunft, die ſich nur dem aufs Heilige und und Rechte gerichtetem Sinne aufſchließt. Der Gute aber trifft das Gute, welches allein auch das Kluge iſt, leicht; ihn leitet der ſichere Inſtinct eines frommen Herzens, und es gilt auch hier des Dichters Wort:

„Und was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
„Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth."

Wehe daher denen, die wähnen, daß die Klugheit, der Eigennutz, die Ehre oder andere ſchwache und unreine Stützen den Mangel der Religioſität erſetzen könnten. Sie werden ihren Irrthum mit dem Verluſte ihrer eigenen Ruhe und mit dem Untergange ihres Geſchlechts und ihres Volks bezahlen. Denn **die Furcht des Herrn iſt aller Weisheit Anfang und Ende.**

Inhalt.

§. 1. Daſeyn und Wichtigkeit der Unkirchlichkeit. S. 1
§. 2. Beſondere Wichtigkeit der Unkirchlichkeit in jetziger Zeit, wegen ereuerter Wirkſamkeit der römiſchen Hierarchie und der Jeſuiten. . — 23
§. 3. Urſachen, von denen man die entſtandene Gleichgültigkeit gegen die Kirche gewöhnlich ableitet. — 44
§. 4. Der Urſprung der Freigeiſterei und des Kirchenhaſſes in Italien, Frankreich und England, ihre Verpflanzung auf deutſchen Boden und ihre Wirkungen daſelbſt. . . — 63
§. 5. Verſchiedene Wirkungen der Unkirchlichkeit in Frankreich und im proteſtantiſchen Deutſchland, und was im letztern der Kirchlichkeit förderlich geworden iſt. . . . — 89
§. 6. Unwirkſame Mittel zur Bekämpfung der Unkirchlichkeit. . . . — 111
§. 7. Angemeſſene Mittel zur Belebung der Kirchlichkeit: ein beſſerer Unterricht in der natürlichen und chriſtlichen Religion, und Verbeſſerung der öffentlichen Gottesverehrung. . . — 123
§. 8. Eine beſſere Kirchenverfaſſung für die evangeliſche Kirche, und die Beförderung der Kirchlichkeit durch den Staat. . . — 141
§. 9. Eine vortheilhaftere Stellung des geiſtlichen Standes. . . . — 163
§. 10. Ueber Kirchendiſciplin, Presbyterien und geiſtliche Synoden. . . . — 181
§. 11. Ueber die moraliſche Verbindlichkeit zur Kirchlichkeit. . . . — 190

Vom Hn. Verfaſſer dieſer Schrift iſt erſchienen:

Aphorismen über die Union der beiden evangeliſchen Kirchen in Deutſchland, ihre gemeinſchaftliche Abendmahlsfeyer, und den Unterſchied ihrer Lehre. XVI und 128 S. gr. 8. 1819. geh. 18 Gr.

Die Frömmigkeit, zwar nicht eine wunderthätige Helferin in Krankheiten, aber doch eine kräftige Beſchützerin der Geſundheit und des Lebens. — Eine Predigt, gehalten am 14. Sonntage nach Trinitatis in der Hofkirche zu Gotha. Nebſt einem erläuternden Vorworte über die Wunderkuren des Hrn. Fürſten von Hohenlohe. 40 S. 8. 1821. geh. 3 Gr.

Bayerische Staatsbibliothek München

RAL - RG 495
Seb. Simmel & S
Buchbind
Münch

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bretschneider, Karl Gottlieb,

Ueber die Unkirchlichkeit dieser Zeit im protestantischen Deutschlande

Gotha 1822

H.ref. 50 m

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10448625-6